

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:
monatlich Ka 16.-
vierteljährlich 48.-
halbjährig 96.-
jährlich 192.-

Rückstellung von Manu-
skripten erfolgt nur bei Ein-
zahlung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme
des Sonntags täglich früh.

Die Konferenz am runden Tisch. Optimistische Erklärung des indischen Vizekönigs.

London, 9. Juli. Reuter meldet aus
Simla: Der Vizekönig von Indien, Lord Ir-
win, hat gestern nachmittags die angekündigte
Erklärung über die Verfassungsfrage abgegeben.
Er hat von neuem betont, daß die britische
Regierung nach sorgfältiger Prüfung die Kon-
ferenz um den runden Tisch für den
Herbst nach London einberufen habe. Aufgabe
dieser Konferenz sei es, Indiens autonome
Stellung zu heben. Die Regierung glaube, daß
die Konferenz dazu beitragen werde, zu Lösun-
gen zu gelangen, welche alle interessierten Par-
teien befriedigten. Die Ergebnisse der Konferenz
würden dann die Grundlage der Vorschläge bil-
den, die die britische Regierung später im Parla-
ment unterbreiten werde. Die britische Regierung
hoffe, daß alle Parteien Indiens bereit seien, an
diesem Aufbauwerk teilzunehmen. Der Vizekönig
schloß, daß seine Erklärung vom letzten Jahr,
wonach der Dominionstatut als natürliche
Folge der wachsenden Selbständigkeit Indiens
kommen werde, seine Gültigkeit behalte.

Knappe Mehrheit für Macdonald

London, 9. Juli. (Reuter.) Das Mitglied
der liberalen Partei Dr. Burgin brachte heute
im Unterhause einen Änderungsantrag zum
Finanzgesetz ein, der verlangte, daß die Aus-
gaben für neue technische Ausrüstungen indu-
strieller Unternehmungen von der Einkommen-
steuer befreit werden. Der Antrag, der bereits
gestern angekündigt wurde, hatte die Befürchtung
geweckt, daß die Regierung bei der heutigen Ab-
stimmung darüber in Gefahr geraten werde.
Der Änderungsantrag Dr. Burgins wurde
aber heute mit einer Mehrheit von nur drei
Stimmen (mit 278 gegen 275 Stimmen) ab-
gelehnt.

Die Regierung wurde durch vier Liberale
gerettet, die für sie stimmten. Die Mehrheit
der Liberalen stimmte, unterstützt durch eine
ausnahmsweise gute Beteiligung der Konservativen,
für den liberalen Änderungsantrag. Während
der Abstimmung herrschte große
Aufregung und als die Zahlen bekanntge-
geben wurden, erhoben sich Rufe der Opposition:
„Zurücktreten!“ Die Regierungsanhänger ant-
worteten mit Gegenemonstrationen. Als
Snowden sich erhob und das Haus verließ,
wurde er von der Arbeiterpartei mit lauten
Beifallsrufen begrüßt.

1,890.000 Arbeitslose in England.

London, 9. Juli. (Eig. Draht.) Die Zahl
der englischen Arbeitslosen hat sich in der ver-
gangenen Woche um 75.258 Personen vermehrt.
Sie ist damit auf 1,890.600 gestiegen; das sind
748.218 Arbeitslose mehr als in der
gleichen Zeit des Vorjahres.

Mehrheit gesucht!

Berlin, 9. Juli. (Eigenbericht.) Das Reichs-
kabinett hat heute beschlossen, daß es an den
Deckungsvorlagen so festhalten wolle, wie sie
eingebraucht worden sind. Die Regierung werde
keine weiteren Verhandlungen mehr führen, son-
dern die Fraktionen müßten für ihre Abände-
rungsvorschläge die diesbezüglichen Anträge im
Reichstage selbst einbringen; erst dann würde
sich das Kabinett dazu äußern. Damit wird be-
stätigt, daß die Differenzen zwischen den Re-
gierungsparteien so groß sind, daß eine Ver-
ständigung für aussichtslos gehalten wird. Aller-
dings weiß man noch immer nicht, wie eigentlich
der Reichskanzler seine Mehrheit zustandebringen
will, denn selbst wenn die Regierungsparteien
noch noch für das Deckungsprogramm stimmen
sollten, so fehlen ihnen doch noch eine Anzahl
deutschnationaler Stimmen für die Mehrheit,
und die Deutschnationalen erklären heute wieder-
um, daß sie nicht daran dächten, die Regierung
zu retten, zumal man bei ihnen noch gar nicht
um ihre Meinung angefragt habe.
Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion
wird morgen zu der augenblicklichen Lage Stel-
lung nehmen.

Furchtbares Grubenunglück bei Blak.

48 Bergleute mit Kohlenäurevergiftung geborgen, 73 noch untertags.
Bisher 67 Tote.

Breslau, 9. Juli. Aus dem Kurt-Schacht in Hausdorf im Neuroder
Revier erfolgte heute nachmittags in der zweiten und dritten Sohle ein starker
Kohlenäure-Ausbruch. Nach den ersten Meldungen wurden 20 Bergleute getötet.
In dem betroffenen Teil der Grube befanden sich rund 200 Mann. Nähere
Einzelheiten sind zur Stunde noch nicht bekannt.

Breslau, 9. Juli. (23 Uhr 30.) Die Rettungsarbeiten zur Bergung der
von dem Kohlenäureausbruch im Kurt-Schacht betroffenen Bergleute gestalten
sich außerordentlich schwierig, da die Kohlenäure das Vordringen der Ret-
tungsmannschaften stark behindert. Von den Eingeschlossenen wurden bisher 48
lebend geborgen. Sie leiden unter Vergiftungserscheinungen, die ihre Ueberfüh-
rung in Krankenhäuser notwendig machte, 73 befinden sich noch unter Tage.
Die Zahl der Toten beträgt bisher 67.

Zur Vinderung der Arbeitslosigkeit.

Vorsprache deutscher und tschechischer Sozialdemokraten beim Fürsorgeminister.
Heute Beratungen des Genossen Dr. Czech mit den Gewerkschaftszentralen.

Prag, 9. Juli. Ueber Beschluß der Vor-
stände beider sozialdemokratischen Parteien be-
gaben sich heute vormittags die Abgeordneten,
bzw. Senatoren Genossen Dunder, Stibin,
Laub und Tomasek zum Fürsorgeminister
Dr. Czech, um mit ihm über verschiedene
dringliche Maßnahmen gegen die ständig wach-
sende Industriekrise, die zur Produktionsein-
schränkung, zur Massenentlassung von Arbeitern
und zu Betriebseinstellungen in einer ganzen
Reihe von Industrieunternehmen führt, zu
beraten. Die Deputation machte den Minister
auf diese Erscheinungen aufmerksam und brachte
einige Anregungen vor, die sich einerseits
auf eine besondere Hilfsaktion für Prag, an-
dererseits auf die verzweifelten Verhältnisse der
Arbeiterkassen in Nord- und Nordostböhmen, in
Nordmähren, Schlesien und einigen Gebieten
der Slowakei bezogen. Weiter machte die Ab-
ordnung darauf aufmerksam, daß der Arbeiter-
schaft wenigstens zum Teil Arbeit gesichert
werden könnte, wenn durch Zutun des Ministeriums
für öffentliche Arbeiten beschleunigt an die
Durchführung öffentlicher Investitionsarbeiten
geschritten würde, deren Projekte vielfach schon
längst vorbereitet sind, und wenn nicht die end-
losen bürokratischen Verschleppungsmanöver der

Landesämter die Durchführung zahlreicher vor-
bereiteter Projekte von Gemeinden und Bezir-
ken aufhalten würden.

Minister Dr. Czech leitete in der darauf-
folgenden Aussprache, an der sich alle Mitglie-
der der Deputation beteiligten, unter anderem
mit, daß er für Donnerstag, den 10. Juli
Vertreter aller Gewerkschaftszent-
ralen zu sich gebeten habe, um mit ihnen
die einschlägigen Ausweise und Statistiken über
den Stand des Arbeitsmarktes, die er ausarbei-
tet lieh, durchzusehen und um von ihnen auch
ihre Ansichten über die weitere Entwicklung der
Krise sowie Vorschläge zu hören, wie man der
Krise jeweils Milderung des Schicksals der Ar-
beitslosen noch anderweitig steuern könne. Diese
Beratung soll auch die Frage einer außerordent-
lichen Hilfsaktion für ganz besonders betroffene
Orte behandeln, darunter auch für Prag. Der
Minister werde alles tun, damit ihm im Rah-
men der beschlossenen Gesetze die nötigen finan-
ziellen Mittel freigegeben würden.

Minister Genosse Dr. Czech nahm die vor-
getragenen Anregungen dankend entgegen und
versprach, alles zu tun, was in seinen Kräften
stünde, um sie zu verwirklichen.

Bürgerliche Sparfanatiker in Theorie und Praxis.

Moldenhauer verlangt eine lebenslängliche Pension von „nur“ 29.000 Mark.

Berlin, 9. Juli. (Eigenbericht.) Großes Auf-
sehen erregt das Verhalten des früheren Reichs-
finanzministers Moldenhauer bei der Fest-
setzung seiner Pensionsansprüche. Der Reichs-
tag hat vor einigen Monaten ein Ministerpen-
sionsgesetz verabschiedet, wonach den Ministern
nach ihrem Ausscheiden aus dem Kabinett nur
ein Uebergangsgeld gezahlt werden soll. Mol-
denhauer beantragt jetzt aber dem Reichstag, daß
seine Pensionierung nach dem frühe-
ren Gesetz erfolge und daß man ihm außer-
dem noch eine längere Dienstzeit als Beamter
anzurechnen solle, als er tatsächlich im Staats-
dienst als Universitäts-Professor verbracht hat.
Wenn seine Forderung erfüllt würde, würde er
eine lebenslängliche Pension von 29.000 Mark
erhalten, dazu noch die Diäten als Reichstags-
abgeordneter mit 9000 Mark. Er besitzt außer-
dem noch Privatvermögen und war früher Auf-
sichtsratsmitglied der F. W. Farben, des größten
deutschen Industrieunternehmens, und es ist
anzunehmen, daß er diesen oder ähnliche Posten
in Kürze wieder erhalten wird.

Derselbe Moldenhauer hat aber als Finanz-

minister die größte Sparfanatiker verlangt
und wollte den Beamten 10 Prozent ihres
Einkommens als Sondersteuer abziehen!

Dieser persönliche Fall wird zu einem poli-
tischen Skandal durch die Handlungsweise
seiner Partei, der deutschen Volkspartei. Die
Sozialdemokraten haben den Antrag eingebracht,
wonach die hohen Pensionen gekürzt und die
Rebeneinkommen pensionierter Beamter von 6000
Mark an zur Hälfte auf die Pension eingerechnet
werden sollen. Die Volkspartei hat aber heute
im Haushaltsausschuß des Reichstages die Be-
ratung dieses Antrages zu verhindern ge-
sucht und die übrigen bürgerlichen Parteien
schlossen sich dem an.

Die Sozialdemokraten erklären jedoch, daß
sie unter allen Umständen dafür sorgen werden,
daß dieser Antrag zur Verabschiedung kommen
werde. Es werde sich dann vor der gesamten
Öffentlichkeit zeigen müssen, ob die bürgerlichen
Parteien noch weiter alle Lasten den Besit-
zern aufzuerlegen oder ob sie endlich mit den
Leistungen an den Staat bei sich selbst anfangen
wollen!

Es wird weiter geplündert!

Berlin, 9. Juli. (Eigenbericht.) In der ver-
gangenen Nacht ist es in Trier wieder zu An-
sammlungen vor Wohnungen angeblicher früherer
Separatisten gekommen. Die Polizei, die mit
Karabinern und Tränengasbomben ausgerüstet
war, hatte alle Hände voll zu tun, um die
Demonstranten zurückzuhalten und die Straßen
zu säubern. Mehrere Straßen wurden zeitweilig
für den gesamten Verkehr gesperrt. Trotzdem
konnte die Polizei nicht verhindern, daß in meh-

ren Geschäften Fensterscheiben eingeworfen
wurden. In einer Villa außerhalb von Trier
wurden sämtliche Türen ausgehängt und zer-
trümmert und die Möbel zerstört. Erst gegen
2 Uhr nachts trat Ruhe ein.

Der Polizeipräsident hat beim Reichsinnen-
minister Verstärkung der Polizeikräfte
anfordern müssen, da die vorhandenen Kräfte
zur Sicherung der Ordnung nicht ausreichen.
Die Verstärkungen sind bereits abgegangen; sie
wurden nach Trier, Koblenz und Wies-
baden beordert.

Um Briands Europaplan.

Was ein Traum von Schwärmern und
Phantasten war, das schien plötzlich Wirklich-
keit werden zu wollen: der französische Außen-
minister Briand überreichte allen europäischen
Regierungen einen Vorschlag auf Organi-
sierung einer politischen und wirtschaftlichen
Staatenvereinigung, die den ersten Schritt
zur Bildung der künftigen Vereinigten Staa-
ten von Europa bilden sollte. An eine baldige
Durchführung des Planes unter der Herr-
schaft des Kapitals glauben konnte nur
Naivität; immerhin mußte man ihm in
gewissem Sinne eine große Bedeutung zu-
billigen. Ein neuer Abschnitt der Welt-
geschichte war als Folge des Paneuropa-
Vorstoßes Briands sicherlich nicht zu erwar-
ten, aber er bedeutete den Sieg einer Idee,
einer Idee allerdings, die erst durch den Sieg
des Sozialismus volle Wahrheit werden
kann.

Die Aufnahme, welche der Plan auf
Errichtung eines neuen, eines vereinigten
Europa bei den Regierungen und der von
den kapitalistischen Mächten beeinflussten
öffentlichen Meinung in den einzelnen Län-
dern fand, war nicht gerade ein ermuntern-
der, wie übrigens vorauszu sehen war. So
stark auch das Bedürfnis des Kapitalismus
nach einer Aenderung des gegenwärtigen
Wirtschaftszustandes ist, eines Zustandes, der
Europa an den Rand des Verderbens gebracht
hat, sind die Interessengegensätze und Herr-
schaftsgelüste zwischen den kapitalistischen
Machtgruppen doch zu mächtig, als daß die
Möglichkeit gegeben wäre, der wirtschaftlichen
und politischen Zersplitterung Europas in
absehbarer Zeit ein Ende zu setzen. Hat
Briands Europaplan manche Regierungen in
eine gewisse Verlegenheit versetzt, aus der sie
mit allerlei heuchlerischen Scheinvorwänden
herauszukommen suchen, so hat einer der
Regierenden eine um so schnellere und offener
Antwort gefunden, nämlich Mussolini.
Eigentlich hat er auf Briands Memorandum
zwei Antworten gegeben: eine als Redner
vor seinen Faschistenhorden, die ihm wieder
einmal Gelegenheit bot, sich als würdiger
Nachfolger des unverantwortlichen Schwägers
Wilhelm II. aufzutun, und eine offizielle im
Ramen der italienischen Regierung, was
wohl auch nur Mussolini selber ist, sich aber,
wenn auch nicht in der Richtung, so doch im
Ton und in der Form von der ersten Ant-
wort wesentlich unterscheidet.

Mussolini weiß, womit er die Herzen
seiner Schwarzgehenden entzünden kann, und
darum hat er, des Beifalls seiner Mäquere
sicher, verkündet: „Dort sind etwas schönes,
aber Gewehre, Schiffe, Flugzeuge und Kan-
onen sind noch etwas schöner.“ Das ist der
wahre Mussolini: verantwortungslos, an-
maßend, herausfordernd, mit der brennenden
Lunte auf dem Pulverfaß tanzend. Größen-
wahn, Verfolgungswahn, übermenschliche
Eitelkeit, Leichtfertigkeit und Arroganz paaren
sich hier zu einem seltsamen Gemisch, das
Mussolini heißt. Seine zweite Antwort, die
offizielle Antwort, ist vorsichtiger und ver-
logener. Ausgerechnet die faschistische Re-
gierung Italiens will, daß die Unterschiede
zwischen den Siegerstaaten und den Besiegten
beseitigt werden, sie schlägt eine Einladung
Russlands und der Türkei zu der europäischen
Union vor und erklärt, daß nach ihrer Ansicht
die — Abrüstung, ohne die keine Sicherheit
möglich sei, den grundlegenden Ausgangs-
punkt für das Werk der moralischen Zusam-
menarbeit der europäischen Völker darstelle.
Das antwortet Mussolini einen Monat nach
seiner sabelrossenden Kriegesrede, sagt er, der
Hauptunruheherd in Europa, inmitten neuer
ungeheurer militärischer Rüstungen! So
richtig an sich manches in der Antwort
Italiens ist, im Munde Mussolinis ist es
purer Hohn, als solcher auch gemünzt und
gedacht. Wie er wirklich denkt, hat er in
seiner Faschistenrede deutlich genug gesagt.
Es denken noch andere so, doch sagen sie es
nicht und darum darf man eigentlich Mussoli-

lini für die Offenheit dankbar sein, mit der er dem wahren Denken der Staatsmänner der kapitalistischen Regierungen Ausdruck gibt.

Briands Föderatividee wird begraben werden und nicht nur wegen der Zielsetzungnahme des faschistischen Italien. Sie wird scheitern, weil das europäische Kapital trotz seiner internationalen Einstellung national organisiert ist und eifersüchtig darüber wacht, daß ihm seine nationalen Privilegien nicht geraubt werden. Darum widersetzt es sich jeder internationalen Lösung des Wirtschaftsproblems. Das muß aber durchaus nicht immer so bleiben. Schon bisher hat es bewiesen, daß es verstehen lernt, Profite durch internationale Zusammenklüffe zu sichern und zu steigern. Vielleicht ist der Augenblick nicht ferne, da das Kapital allgemein die Notwendigkeit einer gründlichen Aenderung der Wirtschaftspolitik erkennen und der europäische Zusammenschluß ihm als das kleinere Übel erscheinen wird. Sicher ist der Nationalismus des kleinstaatlichen Europa sinnlos geworden und er hat unseren Kontinent im Wettbewerb mit dem mächtigen amerikanischen Nebenbuhler in eine immer hoffnungsloser werdende Lage versetzt. Europa ist heute balkanisiert, zur Kleinstaaterei verurteilt, auf einem verhältnismäßig beschränkten und überdörferten Raum führen hier einige Dutzend Staaten einen fortgesetzten, für alle schädlichen und verhängnisvollen Zoll- und Vernichtungskrieg gegeneinander, jeder einzelne eifrigst bestrebt, dem anderen die immer kleiner werdenden Absatzmärkte streitig zu machen. Für Amerika, das in einem riesigen, geschlossenen Wirtschaftsgebiet über hundert Millionen Einwohner zusammenfaßt, dem noch immer ungeheure Möglichkeiten der Entwicklung gegeben sind, hat Europa, das sich in kleinstaatlichen Zersplitterungen erschöpfend und verblutende Europa, aufgehört, ein ernsthafter Konkurrent zu sein. Diesmal wird Briands wirtschaftliche Vereinigungsidee voraussichtlich noch scheitern, aber vielleicht schon in nächster Zeit wird der Wunsch nach wirtschaftlicher Konzentrierung, nach wirtschaftlicher Zusammenballung nur um so stärker sich geltend machen. Der Kapitalismus wird sich gezwungen sehen, eine Aenderung der Wirtschaftspolitik anzustreben, und der einzige Weg, der ihm noch offen bleibt, weist nach der kapitalistischen Konzentration hin.

Mussolinis Antwort und die Haltung mancher anderer Staatsmänner entspricht dem nationalen Egoismus und nicht dem Allgemeininteresse des Kapitalismus; es ist doch zu erwarten, daß die kapitalistischen Interessengegensätze früher oder später zugunsten der gemeinsamen Profitinteressen des europäischen Kapitals eine Zurückstellung erfahren werden. Dann würde Kontinent gegen Kontinent stehen und der Kapitalismus würde einen Machtzuwachs erfahren, der schwere Gefahren für die Arbeiterklasse heraufbeschwören müßte. Dieser Tatsache muß sich die Arbeiterklasse bewußt bleiben. Wie jeder technische und wirtschaftliche Fortschritt unter der Herrschaft des Kapitals im wesentlichen nur der Gewinnsteigerung der Kapitalistenklasse dient, so wird sie auch die paneuropäische

Idee diesem Zwecke dienstbar machen, aus ihr ein Mittel zu formen suchen, ihr Wirtschaftssystem noch eine Zeilang zu stützen. Das Profitinteresse wird in irgendeiner Form den wirtschaftlichen Zusammenschluß

der europäischen Staaten bringen, doch wird diese Vereinigung dem Aufstieg der Menschheit und der dauernden Sicherung des Friedens erst unter der Herrschaft des Sozialismus dienlich sein!

Internationaler Gewerkschaftskongreß in Stockholm.

Eröffnung durch Jouhaux - Begrüßungen.

Am Montag wurde in der schwedischen Hauptstadt der fünfte internationale Gewerkschaftskongreß eröffnet. Nicht nur die dreizehn Millionen Mitglieder der Amsterdamer Internationale, sondern die gesamte Arbeiterschaft geht es an, was auf diesem Kongreß verhandelt und beschlossen wird, um so mehr, als er in einer Zeit schwerster internationaler Wirtschaftskrise, die man mit Recht eine Krise der kapitalistischen Rationalisierung genannt hat, zusammentritt. Nach Hunderttausenden zählen in Europa und in den übrigen Kontinenten die Opfer der kapitalistischen Rationalisierungsmethoden, nach Millionen auf der ganzen Welt die Arbeitslosen überhaupt. Ratlos steht das Unternehmertum, stehen die kapitalistischen Staaten vor den immer fürchterlicher fühlbaren Erscheinungen chronischer Massenarbeitslosigkeit, wofür so wie vor der industriellen so auch vor der Agrarkrise, deren beider innere Verbindung sie nicht erkennen oder nicht erkennen wollen. Wachsende Güterproduktion und landwirtschaftlicher Segen auf der einen, Hunger, Mangel an allem Nütigen, Arbeitslosigkeit auf der anderen Seite. Und das Rezept der Unternehmung? Weiteres Niederhalten der Löhne, Abbau sozialpolitischer Errangenschaften, noch größere Intensivierung und Mechanisierung des Produktionsprozesses ohne Rücksicht auf Leben und Gesundheit, auf Lebenshaltung und Existenz der Arbeiter und Angestellten.

Zu dieser Periode treten die Vertreter der freien Gewerkschaften zur internationalen Konferenz zusammen, um sich gründlich mit den notwendigen Methoden des Kampfes gegen die Wirtschaftskrise, mit den sozialpolitischen Aufgaben der Gewerkschaftsinternationale zu beschäftigen und der internationalen Gewerkschaftsbewegung ein Programm zu geben. Das organisierte Proletariat, insbesondere die sozialdemokratische Arbeiterschaft, mit der internationalen Gewerkschaftsbewegung, ihrer Idee und ihren Erfolgen so tief verbunden, blickt mit erstem Interesse zur Stockholmer Tagung, die ein ganz bedeutender unter den Wegsteinen des Sozialismus ist.

Der Kongreß im Stockholmer Konzerthaus wurde im Namen des Internationalen Gewerkschaftsbundes von Jouhaux (Frankreich) eröffnet, der das Fernbleiben des Vorsitzenden Citrine (England) und Leiparts (Deutschland) wegen Krankheit entschuldigt und dann die Schwierigkeiten und Hindernisse aufzählte, die die vor zehn Jahren gegebenen Hoffnungen nicht reifen ließen, aber die erfolgskrone Abwehraktion gegen die gefährlichen Angriffe der Reaktion nicht zu schmälern vermochten: „Wir haben nicht nur einen Rückschlag verhindert, wir trugen auch zur Sicherung der Zukunft bei. Die Arbeiterklasse kann sich nicht damit zufriedengeben, die Verwirklichung eines auch noch so schönen Ideals in unbestimmter Zukunft zu verlegen, sie muß die sofortigen Verbesserungen anstreben. In selbstbewusster, ruhiger Arbeit haben wir das Recht erworben, festzustellen, daß unsere Internationale neue Wege eröffnet hat.“

Die Wiebergeburt und Stärkung unserer gewerkschaftlichen Tätigkeit stand unter dem Einfluß des Krieges. Deshalb kam auch an erster Stelle die

Gegnerchaft der Arbeiterklasse gegen den Krieg zum Ausdruck. Sie meldete sich schon während des Krieges. Niemand wird sich heute der offiziellen Formeln bedienen und sagen wollen, daß der Krieg endgültig und vollständig liquidiert sei. Immerhin sind auf Grund des Einvernehmens der in Betracht kommenden Länder Grundlagen für eine gerechtere Regelung gelegt worden. Dürfen aus dieser erfreulichen Feststellung die langen und jähen Bemühungen des Internationalen Gewerkschaftsbundes um eine gerechte Lösung des Reparationsproblems vergessen werden?

Das entscheidende Problem der Welt ist überwiegend wirtschaftlicher Natur.

Eine Lösung kann ohne die Mitwirkung der Arbeiterschaft nicht erzielt werden.

Ohne Wirtschaftsfrieden kann es keinen politischen Frieden, ohne politischen, keinen Wirtschaftsfrieden geben. Der Internationale Gewerkschaftsbund hat gezeigt, in welcher Richtung die unbedingt notwendige Gesamaktion sich zu bewegen hat. Das Werk der wirtschaftlichen Reorganisation ist es, dem der Kongreß die größte Aufmerksamkeit zu schenken hat. Niemand von uns wird die Größe der Hindernisse verkennen wollen und außer acht lassen, daß die Überwindung der Gegensätze der privaten Interessen keine leichte Aufgabe ist. Die Arbeiterschaft hat

eine ganze Reihe der bedeutendsten Probleme

in Angriff zu nehmen: wirtschaftliche Richtlinien, sozialpolitisches Programm, Aktion zur Herbeiführung eines wirklichen und dauernden Friedens. Wir haben die Überzeugung, daß die Gewerkschaftsbewegung, wenn sie nur will, den Platz einnehmen kann, nach dem sie auf dem von ihr selbst bereiteten Wege der Gerechtigkeit und des Friedens strebt. (Lebhafte Beifall.)

Am Dienstag eröffnete den Reigen der **Begrüßungsansprachen**

Albert Thomas, der Direktor des Internationalen Arbeitsamtes. Den häufigen Vorwurf, daß der Genfer sozialpolitische Fortschritt nur ein mäßiges Tempo aufweise, beantwortete Thomas mit der Frage: „Und die Arbeiterschaft?“ Eine wirtschaftliche Organisation der Welt und eine Organisation des Friedens gebe es nicht ohne die Arbeiter. Können man sich wundern, wenn angesichts des Treibens der Zerstörer der Einheit auf der einen Seite und der Zurückhaltung der nordamerikanischen Gewerkschaften der Völkerbund nur zögernd und schwanke an seine Aufgaben herangehe?

Friedrich Adler, der den Gruß der sozialistischen Internationale

überbrachte, verwies in seiner Ansprache auch auf die Situation in Finnland, wo die Reaktion versuche, mit Gewalt die sozialen Errungenschaften zu zerstören. Gewisse Leute, erklärte Adler, sagen angesichts der Haltung der Bourgeoisie in Litauen, in Polen, in Oesterreich: Warum halten wir uns so streng an Demokratie und machen es nicht wie die Bourgeoisie? Die Antwort lautet: Wir haben die Erfahrung gemacht, daß ein Erfolg beim Abgehen von der Demokratie nur vorübergehend sein kann. Es erfüllt uns mit Genugtuung, daß sich die finnische Sozialdemokratie geschlossen der Reaktion widersetzt. (Lebhafte Beifall.) Finnland ist Anschauungsunterricht für die Zusammenarbeit von Partei und Gewerkschaften. Stockholm ist der Ort der Wiebergeburt der sozialistischen Internationale. Wenn heute noch in Belgien die Reaktion Camille Huymans 'Camille-Stockholm' schimpft, — für uns ist Stockholm eine Ehre. Der Name Stockholm ist das Symbol der Arbeit für den Frieden und der Sozialdarität der Völker.

Ollenhauer-Berlin überbrachte die Grüße der sozialistischen Jugend. Er hob dabei besonders die Gemeinsamkeit der Forderungen der Jugend und des IGB hervor.

Die Reihe der Vertreter der überseeischen Länder und Kontinente, die mit dem IGB in Verbindung stehen und den Kongreß begrüßten, wurde geführt von J. Smail-Reggippen. Er dankte für die Unterstützung durch den IGB und skizzierte mit einigen Worten den Fortschritt der Industrialisierung im Nil-Land. Trotz unendlicher Schwierigkeiten hoffe die ägyptische Arbeiterschaft mit Unterstützung des IGB sich aus ihrem Elend emporzuarbeiten.

Croft-Australien betonte die Notwendigkeit einer engen Fühlungnahme zwischen den australischen und den übrigen Gewerkschaften trotz des Abweichens der australischen Gewerkschaftspolitik in so manchen Punkten wie in der Abwehr der Einwanderung.

Rajah-Indien erklärte, daß die indische Arbeiterbewegung in ihrem Lebensnerv mit der Befreiung des indischen Volkes verknüpft sei. Der Befreiungskampf sei heute in Indien eine Frage, die die gesamte indische arbeitende Bevölkerung interessiere.

Suzuki-Japan wandte sich sehr heftig gegen Moskau. Er betonte, daß jetzt die japanischen Gewerkschaften, die dem IGB zuneigen, 60 Prozent der organisierten Arbeiter Japans umfassen.

Roberts-Neuseeland schilderte die Verschlechterung der Arbeitsbedingungen der neuseeländischen Arbeiterschaft und versprach alles zu tun, um den Anschluß der neuseeländischen Gewerkschaften an den IGB herbeizuführen.

Jouhaux dankte den Rednern und betonte, daß trotz aller Unterschiede die mit Amsterdam in Verbindung stehende Arbeiterschaft von dem gleichen Geist und dem gleichen Ideal befeuert sei. Die Zusammenarbeit müsse künftig positiver und fruchtbringender gestaltet werden. Das gelte vor allem für Australien.

Sassenbach ergänzte mit einigen Hinweisen den gedruckt vorliegenden Tätigkeitsbericht. Die Krise in der Gewerkschaftsbewegung sei überwunden; seit zwei Jahren gehe es überall vorwärts. In den nächsten Jahren werde der IGB zweifellos Zuwachs aus überseeischen Ländern bekommen. Mit Moskau habe seit zwei Jahren ein Briefwechsel nicht mehr stattgefunden.

Die Fürstin und ihr Bandit.

Roman von Georg Strelitzer.

Deutsche Rechte Th. Anant. Nachl. Verlag.

„Wir gehören nicht zum Balkan, Mister Stopping“, sagte ich gereizt, denn man muß, wo immer es angängig ist, diesem allgemein verbreiteten Irrtum entgegenzutreten.

„Ich nehme es zur Kenntnis. Aber bleiben wir doch bei Rumänien! Ich glaube, daß hier etwas zu machen ist.“

„Wie meinen Sie das?“

„Wir möchten Gesellschaftsreisen nach Rumänien propagieren. Das wäre doch wieder einmal etwas anderes. Seit die Königin Maria vor einigen Jahren den Vereinigten Staaten einen Besuch abgestattet hat, kennt man drüben Rumänien wenigstens dem Namen nach.“

„Wir sind ein Reich mit achtzehn Millionen Einwohnern“, warf ich ein wenig gekränkt ein.

„Fällt nicht ins Gewicht“, entgegnete Mr. Stopping, „auf die Bewohner kommt es mir nicht an, sondern auf die Sebenswürdigkeiten und die Möglichkeit, für uns dabei ein gutes Geschäft herauszuschlagen. Was würden Sie für eine Route vorschlagen, Mister Bracu?“

„Ich denke, daß es vieles bei uns im Lande gibt, was Ihre Landsleute interessieren dürfte.“

„Zum Beispiel?“

„Die Karpaten, der Aurore Sinai mit den königlichen Schlössern, Siebenbürgen mit den altertümlichen Kirchenburgen der Sachsen, die Badeorte am Schwarzen Meer, die Türkeninsel Ada Kaleh, die man im Friedensvertrag völlig vergessen hat zu erwähnen, das Donaudelta...“

„All right — es ist genug! Aber wie ist es mit den Hotels?“

„Die entsprechen allerdings in der Mehrzahl nicht den Ansprüchen eines verwöhnten Reise-

publikums. Wieviel denken Sie denn in einem Jahr nach Rumänien zu lassen?“

„Mindestens fünfzigtausend, wenn die Sache sich lohnen soll. Unser Prinzip ist: großer Umsatz, kleiner Nutzen.“

„Das wird schwer fallen, fürchte ich. Der Fremdenverkehr war bisher in unserem Lande ein unbekanntes Geschäft. Haben Sie schon mit den maßgebenden Stellen Fühlung genommen?“

„Well! Ich sprach schon mit den verschiedenen Ministern. Der hiesige amerikanische Gesandte ging mir dabei an die Hand. Man äußerte gewisse Bedenken.“

„Das kann ich verstehen. Aber wer hat Sie eigentlich an mich gewiesen?“

„Seine Excellenz, der Innenminister und die Prinzessin Bizicattiu. Man sagte mir, Sie wären im Vorstand des Vereins zur Hebung des Ansehens Rumäniens im Auslande und zur Förderung des Fremdenverkehrs“. Und deshalb sollte ich mich mit Ihnen in Verbindung setzen.“

Das war wieder einmal ein Streich der Prinzessin. Sie hatte den Verein gegründet und sich natürlich zur Präsidentin wählen lassen. Wie ich in den Vorstand gelangt bin, weiß ich heute noch nicht. Ich kannte nicht einmal die Satzungen dieses Vereins.

Mr. Stopping mußte meine Verblüffung bemerkt haben. Denn er fragte: „Sie sind überrascht, daß ich gerade Sie aufgesucht habe?“

„Ein wenig.“

„Ich höre, daß Sie Redakteur der 'Seara' waren, die das Organ der gegenwärtigen Regierung ist. Das ist natürlich für mich von großem Vorteil. Ich suche überhaupt Verbindung mit der Presse. Es muß im Lande ein bißchen Stimmung für Amerika gemacht werden. Meine Landsleute sehen es gern, wenn sie mit etwas Pomp empfangen werden. Wenn die Sache perfekt werden sollte, rechne ich mit Bestimmtheit darauf, daß Ihr kleiner König der

Besichtigung unserer Reisetilnehmer zugänglich gemacht wird. Unsere Ladys und Misses schwärmen für keine Majestäten. Ich denke mir eine solche Audienz als Hauptattraktion.“

Mr. Stopping ließ eine kleine Pause eintreten. Dann sagte er: „Selbstverständlich sollen Sie an dem Projekt geschäftlich interessiert werden, Mister Bracu. Nur müssen Sie mir etwas versprechen — ich halte nämlich nicht viel von den Sebenswürdigkeiten dieses Landes. Man ist drüben schon sehr mit Eindrücken verwöhnt. Ich brauche etwas ganz Ausgefallenes, um fünfzigtausend Interessenten, vor allem, wie gesagt, Ladys und Misses, für eine Reise nach Rumänien zu gewinnen. Die Karpaten allein ziehen nicht, die Badeorte am Schwarzen Meer noch weniger. Wir haben weitaus schönere bei uns im Westen, in Kalifornien. Für die Kirchenburgen der Siebenbürger Sachsen dürfte vielleicht etwas Interesse vorhanden sein. Denn wir besitzen drüben kein Mittelalter. Ich hoffe wenigstens, daß es sich um garantierte echte mittelalterliche Burgen handelt. Ueber die Türkeninsel Ada Kaleh wird noch zu sprechen sein, wenn wir sonst ins reine gekommen sind. Aber ich vermisste eines in unserem rumänischen Programm: Romantik! Sie müssen verstehen, Mister Bracu, das amerikanische Leben ist schrecklich nüchtern. Wenn unsere Leute auf Reisen gehen, wollen sie etwas erleben, was ihnen daheim nicht geboten wird. Die schlechten Hotels allein machen es nicht aus. Und da komme ich zu einem Punkt, der mir besonders am Herzen liegt.“

„Und dieser wäre...?“

„Man erzählte mir, es gäbe noch eine Anzahl Räuber im Lande.“

„Was haben die Räuber mit Ihren Gesellschaftsreisen zu tun? Ich kann Ihnen versichern, daß Sie nicht die geringste Angst zu haben brauchen. Unsere Banditen, soweit sie noch frei herumlaufen, werden die Fremden völlig ungeschoren lassen.“

„Das paßt mir aber durchaus nicht“, erklärte Mr. Stopping. Und ohne sich um mein erstauntes Gesicht zu kümmern, fuhr er fort: „Auf die Banditen sehe ich nämlich meine größten Hoffnungen. Das ist noch ein Stück Romantik, wie man sie in ganz Europa nicht mehr findet. Unser Projekt kann nur glücken, wenn wir Ihre Banditen in Bewegung setzen.“

„Wie stellen Sie sich das eigentlich vor?“

„Ganz einfach! Wir müssen in unserem Reiseprogramm unbedingt die Begegnung mit einem Ihrer großen Räuber vorsehen. Das würde ziehen! Ich denke da an einen geschickt inszenierten Ueberfall mit entsprechendem Gewehrfeuer...“

„Aber da kann doch das größte Unglück geschehen? Diplomatische Verwicklungen...“

„Durchaus nicht, Mister Bracu“, meinte der Amerikaner kühl, „die Räuber stellen wir natürlich in unseren Dienst. Sie werden sich genau nach unseren Weisungen zu richten haben. Es ist auch gar nicht nötig, daß sie mit scharfen Patronen schießen. Platzpatronen genügen, um den gleichen Effekt zu erzielen. Die Hauptsache bleibt, daß unserer Kunden ein starker, innerer Eindruck verschafft wird, ein Nerventzitter, der ihnen wo anders nicht geboten werden kann. Ich möchte Ihnen bei dieser Gelegenheit auch mitteilen, daß vor einem Jahr die 'World' einen Sonderberichterstattung nach Rumänien entsandt hat, der ein paar ganz famose Artikel schrieb. Ich erinnere mich, darunter auch einen über den berühmten Räuber Balaban gelesen zu haben. Es war ein ausgezeichnete Artikel. Unsere Magazine veröffentlichen in der Folge eine Reihe herrlicher Abenteuer, die alle diesem Balaban in die Schuhe gehalten wurden. Balaban genießt heute geradezu Popularität in den U. S. A. Diese Volkstümlichkeit müssen wir uns zunutze machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Worte und Taten.

Zur Reise des Präsidenten nach Ostschlesien.

Aus Tsch. Zeichen wird uns geschrieben: Jahn Jahre nach der Teilung Ostschlesiens hat der Präsident der Republik die Städte des ostschlesischen Gebietes besucht. Die Reise fiel in eine schwere Zeit der Feierschichten und Arbeiterentlassungen. Als die Bürokratie den Besuch endlich zuließ, da waren es zugewiesene Minuten des Aufenthaltes. Der Besuch war für die Bevölkerung nicht nur ein Symbol, er sollte auch eine Demonstration für die Demokratie werden. Das allerdings hat die höhere Gewalt zu verhindern geglaubt und anstatt des Bekenntnisses zur Demokratie hat man überflüssigerweise einen großen Apparat von Militär, Gendarmen und Detektiven in Bewegung gesetzt. Auch die deutsche Arbeiterschaft sollte den Präsidenten, den Mann der Demokratie, begrüßen und die Aussprache sollte ein würdiges Bekenntnis werden. Die nationalistische Seite, die einseitig, hat die Begrüßung verhindert und ein nationaldemokratisches Tagblatt, der „Moravsko-slezský denník“, hatte sogar die Frechheit, die Deutschen mit den Zigeunern zu vergleichen. In der Rede, die nicht gehalten wurde, lautete der bezeichnende Passus:

„Die Demokratie, die wahre Demokratie, die Sie, Herr Präsident; die politische Ausdrucksform der Menschlichkeit nannten, sie soll das unverrückbare Fundament sein, auf dem sich die neuen Staatsgebilde erheben, und die Zufriedenheit der Bürger ist der dauernde und unzerstörbare Zement, der diese Felsen zusammenhalten soll. Aber wie sich das Leben nicht nur in der Politik erschöpft, sondern seinen Ausdruck erst findet in der gesamten gesellschaftlichen Betätigung der Menschen, so kann sich die Demokratie nicht nur auf die Politik beschränken. Erst dann ist ihr Sieg ein vollkommener, wenn die politische, die kulturelle und die soziale Demokratie, diese untrennbare Dreieinigkeit, diese unbedingte Voraussetzung des Zusammenlebens und Zusammenwirkens der Nationen, nicht nur in den einzelnen Staaten, sondern auf dem gesamten Erdball zum Ausdruck des Gemeinwillens wird.“

Und die Antwort des Präsidenten auf all die Reden von der Wacht an der Grenze, von der Unduldbarkeit des einen oder des anderen Teiles bezeichnete die „wahre“ Demokratie nicht nur auf politischem, sondern auch auf sozialem Gebiete als das Mittel des gedeihlichen Zusammenlebens.

Aber während der Präsident Worte des Lobes der Demokratie findet, die die Ansicht der Arbeiterschaft bestätigen, tobt der kleinliche Nationalismus, führt einen widerlichen Kampf um jedes Schulkind, führt ihn mit Mitteln der wirtschaftlichen Erpressung, legt schon in das Hirn und Herz des Kindes den Keim der Unduldbarkeit und des Hasses. Aber es tobt auch der faschistische Kapitalismus in Tsch. und im Kohlenrevier, wo Betriebssekretäre und Ingenieure faschistische Organisationen gründen und nur deren Mitgliedern Arbeit und somit Leben geben.

Der Präsident aber kennt das Land, das er früher öfters besucht und studiert hat, und der Besuch des Chauvinismus, ihm das wahre Aussehen dieses von drei Nationen bewohnten Gebietes zu verschleiern, ist schlagelagelt. Die Antworten des Präsidenten waren alles andere als nach dem Herzen der Chauvinisten.

Für den ruhigen Beobachter aber hat die Reise des Präsidenten so klar und deutlich die Widersprüche zwischen den Worten des Präsidenten und den Taten der Administrativ vor Augen geführt.

Weitere Resultate von Aulfig.

Die Schwerathleten.

Eine große Anzahl von Ringen und Gewichtheber folgten der Einladung zum Bundesturnfest. Dabei war noch einer ganzen Anzahl von gemeldeten Teilnehmern durch die Wirtschaftskrise im letzten Moment die Teilnahme unmöglich. Trotzdem kam man mit dem Erfolg zufrieden sein. Die Ergebnisse der internationalen Konkurrenz im Gewichtheben haben wir schon veröffentlicht. Heute folgen die

Resultate im Gewichtheben für Bundesmitglieder:

Bantamgewicht: 1. Gustav Frischke (Schönlinde) 132 Kilo, 2. Karl Becker (Rohrau) 130 Kilo. — In der internationalen Wertung: 6. bzw. 7. Rang.

Federgewicht: 1. Oskar Neubauer (Schönlinde) 117 Kilo. — In der internationalen Wertung: 2. Rang.

Leichtgewicht: 1. Anton Janouch (Předlit) 140 Kilo. — In der internationalen Wertung: 8. Rang.

Mittelgewicht A: 1. Emil Ratvorník (Oberleutendorf) 147 Kilo. — In der internationalen Wertung: 6. Rang.

Schwergewicht: 1. Ernst Peh (Předlit) 180 Kilo. — In der internationalen Wertung: 6. Rang.

Am Ringen

wurden **Freiwettkämpfer** (international):
Fliegengewicht: 1. Zieglich Alfred (Dresden).

Bantamgewicht: 1. Wirringer Hans (Wien).

Federgewicht: 1. Wittwer Hans (Dresden).
Leichtgewicht: 1. Buch Erich (Dresden).
Leichtes Mittelgewicht: 1. Huber Jozay (Wien).

Schweres Mittelgewicht: 1. Zochs Franz (Wien).

Bundesmeister wurden:
Jugend von 55—60 Kilo: 1. Siehler Karl (Teplovitz).

Jugend von 60—65 Kilo: 1. Schmidt-Schneider Oswald (Schönlinde).

Fliegengewicht bis 58 Kilo: 1. Müller Ernst (Hohbath).

Bantamgewicht bis 58 Kilo: 1. Distler Herbert (Hohbath).

Federgewicht bis 62 Kilo: 1. Biedermann Fritz (Bilin).

Leichtgewicht bis 67,5 Kilo: 1. Ratvorník Emil (Dag).

Leichtes Mittelgewicht bis 75 Kilo: 1. Ratvorník Emil (Oberleutendorf).

Schwergewicht über 82,5 Kilo: 1. Ruzsák Franz (Předlit).

Dvořaks Affentierungen vor Gericht.

Sonderbare „Zufälle“.

Prag, 9. Juli. Heute vormittags um 9 Uhr begann vor dem Prager Divisionsgericht die auf zwei Tage anberaumte Verhandlung gegen den Oberleutnant des Sanitätsdienstes, den bekannten tschechischen Dramatiker Dr. Arne Dvořak, der des Mißbrauches der Amtsgewalt nach § 380 des Militärstrafgesetzes beschuldigt wird. Die seinerzeitige Verhaftung Dvořaks unter dem Verdacht, den Söhnen einiger reicher Prager Familien seines Bekanntheitskreises gegen Belohnung bei Affentierungen in der Provinz widerrechtlich das Prädikat „Untauglich“ verschafft zu haben, hatte ungewöhnliches Aufsehen erregt und auch zu zwei Erklärungen des Verteidigungsministers im Wehrausschuß geführt. Das Verfahren gegen die Affentierenden, die sich mit Hilfe Dvořaks vom Militärdienst gedrückt haben sollen, wird gesondert durchgeführt; es ist derzeit über das Untersuchungsstadium noch nicht hinausgekommen.

Vorsitzender des Gerichtshofes ist Oberst Dr. Popler, die Anklage vertritt Major Dr. Sramek. Die Verteidigung liegt in den Händen des Rechtsanwaltes Dr. Kessler.

Die Anklageschrift

wirft Dr. Dvořak Mißbrauch der Amtsgewalt vor und führt vier konkrete Fälle an, in denen Dvořak bei Affentierungen in verschiedenen Provinzstädten die Affentpflichtigen Friedrich Hecht (in den Jahren 1924 bis 1926), Protap Lazanitsky (1925 und 1926), Franz Maceška (1928 bis 1930) und Emanuel Maceška (1927 bis 1929) für untauglich erklärte, um sie der Dienstpflicht zu entziehen, obwohl er nach den einschlägigen Dienstvorschriften sie nicht für untauglich erklären durfte, sondern sie zur Konstatierung in das zuständige Militärhospital hätte schicken müssen. Darin erblickt die Anklage das Verbrechen des Mißbrauches der Amtsgewalt (§ 380 Militärstrafgesetz).

Die erwähnten Wehrpflichtigen, die der „besten“ Prager Gesellschaft angehören und deren Väter mit Dvořak sehr gut bekannt waren, sollten sich ordnungsgemäß in ihrem ständigen Wohnsitz Prag zur Affentierung melden; sie reichten jedoch immer Gesuche ein, sich in der Provinz zur Affentierung stellen zu dürfen, und zwar immer dort, wo Dr. Dvořak als Arzt, in der Affentkommission saß. Sie führten zur Begründung an, daß sie ihren ständigen Wohnsitz in die betreffenden Provinzbezirke verlegt hätten und dort verschiedentlich beruflich tätig seien, in Wirklichkeit blieben sie ständig in Prag und hielten sich in den betreffenden Provinzstädten gerade nur zwei bis drei Tage während der Affentierung auf.

So stellte sich Friedrich Hecht im Jahre 1924 in Strakonitz, 1925 in Gablonz a. N., 1926 in Aulfig, Lazanitsky 1924 in Ludy, wo er tatsächlich affentiert, aber am 17. November 1924 in perarbitriert wurde, 1925 in Tannwald, 1926 in Aulfig, Franz Maceška 1928 in Karlsbad, in den beiden folgenden Jahren in Prag, Emanuel Maceška 1927 in Teplich-Schönan, in den beiden folgenden Jahren in Prag, aber erst bei der Nachtragsmusterung.

Interessant ist es, wie die vier Affentpflichtigen nachträglich zu erklären suchen, warum sie entgegen dem im Gesuch angeführten Tatsachen ihren Wohnsitz im letzten Moment denn doch nicht nach den betreffenden Provinzstädten hätten verlegen können.

So hätte Friedrich Hecht im Jahre 1924 wegen einer Krankheit ansgerchnet nach Strakonitz zur Erholung gehen sollen und hat dies auch in dem Gesuch um Verlegung des Stellungsortes angeführt;

dann habe es ihm aber dort nicht gefallen, worauf er nach zwei, oder dreitägigem Aufenthalt, während dessen er bei der Affentierung war, wieder nach Prag zurückkehrte.

1925 sollte er wieder in einer Gablonzer Bankfiliale praktizieren, doch war er

in Prag mit Arbeiten so überhäuft, daß er gerade nur zur Musterung nach seinem „ständigen Aufenthaltsort“ Gablonz fuhr.

1926 sollte er wieder in einer Schönpriesener Zulfabrik praktizieren, doch war er in Prag wieder

Leichtathletik.

Dreikampf der Sportler: 1. Václav Alfred (Aulfig) 346,7 Punkte, 2. Richter Max (Bielá) 336,4 Punkte, 3. Wiedenec (Limbach—Sachsen) 336,3 Punkte.

Dreikampf der Sportler: 1. Drache Martin (Heidenau—Sachsen) 222,5 Punkte, 2. Bronzel Johann (II/3) 205,5 Punkte, 3a. Wanel Walter (Altrohau) 198,5 Punkte, 3b. Ott Wenzel (Eger) 198,5 Punkte.

Dreikampf der Jugendportler: 1. Kraus Gerhard (Turn) 197 Punkte, 2. Václav Willi (Ober-Rohrau) 194 Punkte, 3. Peh Franz (Bimbendorf) 184 Punkte.

Dreikampf der Altersportler: 1. Urban Julius (B. Mannitz) 174 Punkte, 2. Eisele Emil (Stein-Schönan) 165 Punkte, 3. Václav Ladisl. (Janegg) 152 Punkte.

Dreikampf der Sportlerinnen: 1. a) Záhová Babette (Rürnberg) 243 Punkte, 1. b) Byštil (Wien) 243 Punkte, 2. Václav Olga (Riga, Lettland) 235 Punkte, 3. Walter Elise (Dresden-Schönowitz) 224 Punkte, 4. Rejzlo Viera (Domaž) 215 Punkte, 5. Zimmermann Anna (Hartmannsdorf) 206 Punkte, 6. Palm Willi (Zettau) 200 Punkte.

Bratiannu in Audienz bei Carol.

Bukarest, 6. Juli. König Carol empfing heute um 19 Uhr den Führer der liberalen Partei Bratiannu in einer 55 Minuten dauernden Audienz. Diese Audienz bedeutet den Gipfelpunkt in der Entwicklung der liberalen Partei zugunsten der neuen dynastischen Orientierung. Einige hundert Personen warteten vor dem königlichen Palais auf die Rückkehr Bratiannus von der Audienz. Als er erschien, brachten ihm seine Anhänger begeisterte Affirmationen dar, während ihn eine andere Gruppe mit feindseligen Manifestationen empfing. Die Polizei umstellte seinen Wagen und machte ihn durch die angesammelte Menge von Anhängern und Gegnern den Weg frei. Von Journalisten besetzt, lehnte Bratiannu jede Erklärung über seine Audienz ab.

Aus dem Angeführten folgert die Anklage, daß bei dem Beschuldigten die Absicht bestand, die Überprüfung der genannten Wehrpflichtigen im Militär-sanitäts-Institut zu verhindern. Schon diese Absicht würde, so schließt die Anklageschrift, zur Begründung der subjektiven Seite des Verbrechens eines Mißbrauches der Dienst- und Amtsgewalt nach § 380 MStG. genügen.

Der Angeklagte Dvořak erklärt sich beim Verhör als nicht schuldig. Auf Befragen des Vorsitzenden gibt er an, nicht gewußt zu haben, daß es immer die gleichen Wehrpflichtigen gewesen seien, die ihm in die verschiedenen Affentorte von Jahr zu Jahr nachzuführen. Den Lazanitsky habe er deshalb nicht zur Konstatierung geschickt, weil der Befund schon durch das vorausgegangene Superarbitrierungsverfahren festgestellt worden sei. Mit der Familie des Maceška habe ihn eine alte Freundschaft verbunden, doch sei er niemals von ihnen wegen der bevorstehenden Affentierungen interpelliert worden.

Gegen den Protest des Verteidigers werden dann die erwähnten Affentpflichtigen, gegen die selbst ein Strafverfahren schwebt, als Zeugen einvernommen.

Fritz Hecht erklärt seine Affentierungen in Strakonitz, Gablonz und Aulfig als reinen Zufall. Er will sich nicht einmal daran erinnern, daß er immer vor ein und demselben Arzt gestanden sei! Auch kann er sich nicht erinnern, wie lange er sich in seinen „ständigen Aufenthaltsorten“ jeweils aufgehalten hat.

Dem jungen Lazanitsky soll der Angeklagte sogar direkt „unympathisch“ gewesen sein.

Der alte Maceška erklärt es gleichfalls als reinen Zufall, daß seine Söhne immer wieder vor die Affentkommission Dvořaks gerieten. Seine Söhne hätten die häufigen Reisen in die Provinz nur unternommen, um deutsch zu lernen . . .

Direktor Weigner bringt die nationalen Verdienste Dvořaks aufs Tapet, der während des Krieges den früheren Ministerpräsidenten Svobla vor dem Tauglichsein bewahrt haben soll. Er bestreitet, wegen des jungen Hecht irgendwie interveniert zu haben, und stellt die Anzeige gegen Hecht, den bekannten Scharfmacher gegen die Baubeamten, als Racheakt von Parteibeamtenseite hin.

Übermagistrat Urban erklärt, von Dvořak die beste Meinung zu haben. Er habe als sehr streng und gerecht gegolten; man jagte von ihm, daß er von zehn Affentpflichtigen neun affentiere und den zehnten zur Konstatierung schicke.

Zum Schluß wird die finanzielle Lage Dvořaks behandelt. Er erklärt, außer seinen Dienstbezügen noch jährlich etwa 20.000 Kronen aus seinen literarischen Arbeiten bezogen zu haben. Seine Villa sei mit fast einer halben Million verschuldet. Doch habe er von seinem Vater ein beträchtliches Vermögen geerbt.

Die Verhandlung wird dann auf Donnerstag vertagt.

Bom Rundfunk.

Empfehlenswertes aus den Programmen.

Freitag.

Prag: 17.00—18.00 Kammermusik, 18.30—19.00 Dr. S. Tichá, 19.00—19.30 Die Söhne der Tschokoladen, 19.30—19.50 Die Söhne der Tschokoladen, 19.50—20.00 Die Söhne der Tschokoladen, 20.00—20.30 Die Söhne der Tschokoladen, 20.30—20.45 Die Söhne der Tschokoladen, 20.45—21.00 Die Söhne der Tschokoladen, 21.00—21.15 Die Söhne der Tschokoladen, 21.15—21.30 Die Söhne der Tschokoladen, 21.30—21.45 Die Söhne der Tschokoladen, 21.45—22.00 Die Söhne der Tschokoladen, 22.00—22.15 Die Söhne der Tschokoladen, 22.15—22.30 Die Söhne der Tschokoladen, 22.30—22.45 Die Söhne der Tschokoladen, 22.45—23.00 Die Söhne der Tschokoladen, 23.00—23.15 Die Söhne der Tschokoladen, 23.15—23.30 Die Söhne der Tschokoladen, 23.30—23.45 Die Söhne der Tschokoladen, 23.45—24.00 Die Söhne der Tschokoladen.

unabkömmlich und fuhr nur gerade zur Musterung nach Aulfig.

Lazanitsky wurde 1924 in Ludy affentiert, wurde aber während des Präsenzdienstes superarbitriert und ging ein Jahr später in Tannwald zur Stellung, wo er sich angeblich krankheitsbedingt — nur eine Nacht — aufhielt, 1926 in Aulfig.

Franz Maceška — aus der bekannten Prager Zedlerfamilie — ging 1928 in Karlsbad zur Stellung, wo er sich angeblich als Agent seines Vaters tätig war, und sich außerdem in der deutschen Sprache vervollkommen wollte. Emanuel Maceška führte dieselben Gründe an, um seine Affentierung in Teplich zu erreichen.

Ein Teil der betreffenden Gesuche ist überdies aus den Affentierungsakten als „unerklärliche“ Weise verschwunden, so daß genaue Daten nicht zu eruieren sind.

Die Klage basiert größtenteils auf der

Klassifizierung der Wehrpflichtigen wovon die Klassifizierung der Brüder Maceška am interessantesten ist. Franz Maceška wurde wegen

Zetteligkeit mit entsprechender Herzschwäche

und eitriger Mittelohrentzündung

für militärdienstuntauglich erklärt. Emanuel Maceška wurde ebenfalls wegen

Herzschwäche und erweiterter eitriger linksseitiger Mittelohrentzündung

für untauglich erklärt. Die Sachverständigen-Merzte gaben ihr Urteil dahin ab, daß mit Ausnahme der Affentierung Lazanitsky im Jahre 1924 die Klassifizierung der Wehrpflichtigen den Bestimmungen der Dienstvorschrift insbesondere, was die Entscheidung in der 3. Affentklasse betrifft, widersprach.

Der Angeklagte bestreitet, daß er sich der inkriminierten Handlungen schuldig gemacht hat; und durch sie irgendeinen materiellen Vorteil hatte. Auf Hecht wurde er von seinem alten Bekannten und literarischen Verehrer, Emil Waigner, Direktor der Bank für Handel und Industrie, aufmerksam gemacht. Lazanitsky kennt er einigermaßen aus der Gesellschaft und

der Vater der Brüder Maceška ist sein langjähriger Freund und Verehrer. Wahr sei bloß, daß Waigner und der Vater Maceška beim Bau seiner Villa und der Beschaffung des Kredites für dieselben seine Naigebere waren, daß er zu Maceška auf die Jagd ging und von ihm zu den Premlibereu Kränge erhielt, ja sogar zwei aus geschlagenem Silberlorbeer. Außerdem erhielt er von ihm gelegentlich einen Schinken und Schwaren, doch sei all dies in seinem Zusammenhang mit den Affentierungen gewesen. Der Grund hierfür war einzig und allein ihre Freundschaft.

Waigner und Maceška bestätigen Dr. Dvořaks Angaben.

Die Anklage führt demgegenüber an, daß die Beziehungen zwischen ihnen doch nicht so ausgesprochen ideal waren.

Ende März 1928 schreibt der Beschuldigte aus Komotau, wo er bei Affentierungen war, seiner Gattin wiederholt, sie möge zu Maceška gehen und ihm sagen, sie sei eben aus Komotau gekommen, wie teuer es dort sei und daß sie dorthin wieder zurück müsse. Warum aber die Frau des Angeklagten Maceška vorgeben sollte, daß sie jenen aus Komotau eingetroffen sei, kann er nicht aufklären.

Ähnlich enthält die Klage auch mit bezug auf das Freundschafts- und Berechnungsverhältnis zu Waigner eine Bemerkung des Beschuldigten vom 27. März 1928, die er seiner Frau aus Komotau schrieb, wo er ihr mitteilte, daß er Samstag nach Hause kommen würde, weil er von Waigner ein Telegramm mit der Anfrage erhalten habe, ob er kommen werde. Weiters heißt es:

„Ich weiß nicht, was er will, aber es ist das ein einflußreicher Finanzier, ich werde kommen.“

Der Angeklagte vermag nicht aufzuklären, warum ihm telegraphiert wurde. Er erinnert sich nicht einmal, ob er nach Prag kam und mit Waigner gesprochen hat.

Tagesneuigkeiten.

Amerikanische Sittenordnung.

Eine neue Sittenordnung, die beruht auf allüberall den jubelnden Beifall des internationalen Spektakels zu finden, ist in einer Stadt geschaffen worden, deren Namen bisher in der Welt unbekannt war. Die Stadt heißt *Willacoochee* und liegt in dem nordamerikanischen Staat *Georgia*. Die Sittenordnung wurde von dem Bürgermeister der Stadt verfaßt und als Gesetz kundgetan. Danach ist es jedermann bei Strafe bis 100 Dollar oder 30 Tagen Arrest verboten, nach 1 Uhr nachts in den Straßen der Stadt spazieren zu gehen, es sei denn, daß er für eine solche nächtliche Wanderung eine stichhaltige, den für diese Zwecke eigens neu geschaffenen „Sitteninspektionsbeamten“ befriedigende Erklärung zu geben vermag. Als ebenso gefehrwürdige Handlung gilt, wenn jemand nach Mitternacht ein fremdes Haus betritt und dabei erwischt wird, wie er es am nächsten Morgen wieder verläßt. Besonders harte Strafen werden den verheirateten Männern angedroht. Diese müssen nicht nur die genauesten nächtlichen Vorschriften aufs strengste befolgen, sondern müssen sich sogar schon am hellen und lichten Tag ostentativ benehmen. Nur ein Beispiel: Ein Ehemann ist eines strafwürdigen Vergehens schuldig, wenn er bei einer Fahrt, sei es auch nur in der Straßenbahn, mit einem oder mehreren Mädchen betrogen wird. Noch höher ist natürlich der Strafsatz, wenn er eine solche Fahrt nach Mitternacht unternimmt. Strafflos bleiben nur jene Fälle, in denen die armen Sünder dem Sitteninspektoren beweisen können, daß die nächtliche Fahrt über jeden moralischen Zweifel erhaben sei. Der Bürgermeister dieser sittenstrengen Stadt, *Mr. Davis*, ist nicht wenig stolz auf die moralische Tafel dieses Kreuzzuges gegen die Unsitlichkeit. Er ist darob sogar, zum erstenmal in seinem Leben, interviu worden und hat dabei erklärt: „Ich weiß nicht, ob eine andre Gemeinde dem von uns gegebenen Beispiel bereits gefolgt ist. Ich kann es aber allen Kollegen zur Nachahmung empfehlen. Wir sind die Stadt der hundertprozentigen Moral.“ Drei Tage nach diesem Interview wurden in der Stadt zwei Regier geschlachtet, weil sie sich in einem Restaurant an einen Tisch gesetzt hatten, an dem schon ein Weißer saß. Hundertprozentige Moral weiß eben, was sich gehört.

Volkszählung in U. S. A.

122 Millionen Einwohner — New York fast Siebenmillionenstadt.

Washington, 9. Juli. Nach den nunmehr fast vollständigen Statistiken der heutigen Volkszählung in den Vereinigten Staaten wird die Zahl der Einwohner auf 122,000,000 geschätzt, d. h. ein Zuwachs von 16 Millionen seit dem Jahre 1920 und fast die doppelte Zahl seit 1890, wo es in den Vereinigten Staaten 62,947,000 Einwohner gab. Das endgültige Ergebnis der Volkszählung in New York hat nunmehr eine Einwohnerzahl von 6,958,792 Personen für New York ergeben. Gegenüber der letzten Volkszählung von 1920 bedeutet das eine Zunahme um 1,378,744 Personen.

Lohn und Preis.

Man stelle sich das nur noch schnell, bevor es zu spät zum Staunen ist, bevor es selbstverständlich geworden ist, vor: 4000 Wägel über dem Meere, über dem einsamsten Weltmeere, hoch über wallendem Nebel, irgendwo zwischen Europa und Amerika ein fliegendes Schiff, in dem vier Männer eine Maschine kutschieren. Und von dieser unerhörten Einsamkeit zwischen Himmel, Meer und fernem Land gehen sie im schönsten Feuilletonstil über ihren Standort, über Sonnenuntergänge, über Kaffee und Stullen. — Man stelle sich das nur noch schnell, schnell einmal vor, bevor es eine Selbstverständlichkeit ist.

Ich will damit sagen, daß wir es verflucht weit gebracht haben. Und wenn ich gleich dazu bemerke, daß es eine so große Zahl von Arbeitslosen, Glenden und Hungernden gibt, so will ich beileibe nicht in die ranzige, verlogene Sitanei vom „Zuch des Maschinenzeitalters“ einstimmen. — Aber ich will eine Frage an die weisen Herren Volkswirtschaftler richten: Zum Stand, wie ist dieser Gefegensatz möglich, dieses Beieinanderwohnen von Fortschritt und Elend?

Was bedeutet im gewöhnlichen Sinne Fortschritt? Wenn ich nicht gar zu dumm bin, so bedeutet dies: Ersparnis. Das Flugzeug erspart Zeit. An den Maschinen wird mit Verbissenheit und Feuersifer gearbeitet und verbessert, um sie — rationeller, sparsamer zu machen. Sie sollen weniger Heizmaterial verbrauchen. Sie sollen vorteilhaft konstruiert sein, daß durch eine Drehung statt 100 Räder oder Schube oder Briefumschläge oder Wirtischen gleich 1000 oder 2000 erzeugt werden. Sie sollen Menschenkraft ersparen! Statt 100 Arbeitern soll ein Arbeiter die gleiche Leistung vollbringen. Ersparnis und immer wieder Ersparnis! — Es wurden Trübsis geoidet, um doppelte Arbeit zu sparen, um die Rohstoffe in sparsamerer Weise zu beschaffen und zu verteilen. — So man hindert, überall Wunsch nach Ersparnis und überall tatsächliches Ersparnis.

Man sollte also glauben, daß die auf so sparsame Weise hergestellten Produkte immer billiger werden müssen. Müßen.

Bukarester Prozession.

(Von unsemr Bukarester Korrespondenten.)

SPD. Es gibt verschiedenartige Prozessionen: solche um eine gute Ernte, um Regen oder Sonnenschein je nach den Launen des Wettergottes, kirchliche Anzüge mit großem Pomp, bei denen zur Erbauung der Gläubigen die herlichen Überreste eines Heiligen durch die Straßen getragen werden, Bittgänge zur Abwendung von Kriegs- und anderen Gefahren; doch ziemlich vereinzelt dürften kirchliche Anzüge sein, die zu dem Zwecke unternommen werden, die Entfernung irdischer Liebe und verpönllicher Freuden zu veranlassen. Eine solche nicht alltägliche Prozession wurde in Bukarest an einem der letzten Sonntage in einer verrufenen Gegend abgehalten, die man nach einem dort befindlichen Steinkreuz „Crucea de piatra“ nennt.

Kam ein Fremder nach Bukarest und wollte er einen Vorgesandten südeuropäischer Lebensweise erhalten, so führte ihn bisher sein Mentor gewöhnlich in die „Crucea de piatra“, in jene Gegend der rumänischen Hauptstadt, wo gewissen Freuden des Lebens um Geld und gute Worte bereitwillig die Tür zur ergen Remenale offen steht. Dennoch sieht man in diesem gerade nicht kleinen Freudenviertel Bukarests mit seinen rund zweihundert Bordellen sehr wenig Freude, sondern höchste soziale Not. Es ist ein Gemisch von schmutzigen Straßen, in denen sich kaum eine einzige saubere Straße zu ebener Erde befindet. Wacklige Bretterzäune sperren die Höfe und kleinen Gärten dieser kranken Gemeinde recht wenig blühender von der Gasse ab, und in Fenstern und Türen liegen alte und junge Stencher und Krosolen in den Tag hinein. Und da die Bekleidung der Bewohnerinnen namentlich in den schwülen Sommermonaten mangelhaft ist, so wünschen übrig läßt und die Damen häufig sogar fromm und frei der schrankenlosen Modestatur huldigen, da auch die recht spärlich hier und dort aufgestellten Polizeiposten keinen allzu großen Eifer bekunden, um jugendliche Personen von ihren Beobachtungsposten zu verjagen, so ist das erwähnte Bukarester Stadtviertel in mancherlei Beziehung ein bemerkenswerter Standart, der die sittlichen Grundzüge der umwohnenden Bevölkerung aufs schmerzliche gefährdet.

Das haben die Leute, die an der „Crucea de piatra“ wohnen, und denen die verrufene Nachbarschaft ein Dorn im Auge ist, schon längst eingesehen und deshalb nichts unversucht gelassen, um die Entfernung des Schandviertels zu betreiben. Deputation auf Deputation wurde zu allen nur irgend die Einfluß besitzenden Persönlichkeiten entsandt; Artikel wurden in Zeitungen geschrieben und Protest-

fundgebungen veranstaltet, um die breite Öffentlichkeit auf die unhaltbaren Zustände in der „Crucea de piatra“ aufmerksam zu machen; aber es half nicht das geringste. Es schloß der Stadt vor allem an Geld, um den Bewohnerinnen der verrufenen Gegend an der Bannlinie Bukarests geeignete Unterkünfte zu erbauen, die die Sittlichkeit der Stadt weniger untergraben.

So blieb den verzweifeltsten Familienvätern und den Müttern halbwüchsiger Töchter kein anderes Mittel, als die Nacht und das Ansehen der orthodoxen Kirche gegen die Verunsicherungen in der „Crucea de piatra“ in Anspruch zu nehmen. Die Kirche gab gern ihre tatkräftige Unterstützung, und so wurde als entschlossene Kundgebung gegen den öffentlichen Skandal, der sich seit Jahr und Tag ungehindert breit macht, vor kurzem eine Prozession durch die Straßen des Lasters veranstaltet. Der Bischof und die gesamte Priesterschaft des Stadtsektors eröffneten im großen Ornat den Zug, gefolgt von einer mehrere Tausende zählenden Gläubigengemeinde. Küster schwenkten Weihrauchbeden und vor jedem Freudenhause wurde halt gemacht. Die Insassinnen wurden vom Bischof aufgefordert, unverzüglich die Lasterflätten zu verlassen, andernfalls über sie die Kirchensatz verhängt werde. Außer bei einem Vorbeil, durch dessen Türe die Insassinnen in corpore der Geistlichkeit gewisse hintere Teile ihrer Körper zeigten, wirkte die Prozession Wunder: am gleichen Nachmittage legte ein Pöden und Wandern ein, und am folgenden Montag waren rund hundertfünfzig Freudenhäuser geräumt und mit Klebezetteln „Zu vermieten!“ an den Fensterscheiben versehen. Doch so sehr gerade im Viertel „Crucea de piatra“ Wohnungen gesucht werden, niemand findet sich, die Häuser zu beziehen. Nicht etwa aus ideellem Ekel vor der früheren Bestimmung, der diese Wohnungen dienen, und der bei der herrschenden Wohnungsnot wohl oder übel heruntergeschluckt werden könnte, sondern aus materieller Furcht vor der Kirche, die diese Häuser mit dem Banne belegt hat. Immerhin ist der erzielte Zweck erreicht, und so kann Bukarest am nächsten Sonntag eine neuerliche Prozession erleben, bei der die Straßen und Häuser neuerlich geweiht werden. Bis dahin sollen die Mietverträge mit jübilen Parteien abgeschlossen sein, um nicht wieder mit der gleichen Geschwindigkeit, mit der die Insassinnen verschwanden, die Wohnungen erneut von diesen bevölkert zu sehen.

Eine Episode, über die man lachen könnte, wenn sie nicht einen so tiefen Ernst sozialen Lebens in sich trüge. . . .

Dem wo bleibt denn sonst die große Sparsamkeit? Werden sie es? Kaum. Sie sind gegen früher, unrationellere Zeiten exorbitant teuer. Und wenn sie billig zu werden drohen, erheben die großen Rationalisierer ein jämmerliches Wehgeschrei. — Wo steht, meine Herren hochweisen Volkswirtschaftler, der Hafen?

Ich glaube, daß da irgendwo zwischen Rohstoff und Verbraucher ein böser Teufel sitzen muß, der die ganze Menschheit um den schönen, wohlterordneten Fortschritt betrügt. N. S.

Fünf Todesopfer der Katastrophe des „D-864“.

Stralsund, 9. Juli. Der holländische Segler „Spee“, nach dem seit dem Unglück der „D-864“ überall gesucht wurde, ist heute hier eingelaufen: Der Kapitän berichtet, daß er am Montag bei schwerem Sturm sieben Meilen von Bornholm den schwarzgestrichenen Schwimmer eines Flugbootes sichtete, an den sich eine völlig erschöpfte Frau anklammerte. Ein Zuwasserfloß des Rettungsbootes war gänzlich unmöglich. Deshalb versuchte die Besatzung die Frau durch einen Hafen an der Schwimmerweiche zu fassen, die sie trug. Der Gürtel der Schwimmerweiche riß jedoch, die Frau versank und konnte nicht mehr gerettet werden.

Weiter teilte der Kapitän mit, daß er keine anderen Passagiere des Flugzeuges an Bord genommen hat. Er hat jedoch in der Nähe der Unfallstelle ein anderes Schiff gesichtet, das die Notflotte gefolgt hatte. Die Ertrunkene ist zirka 25 Jahre alt und hat blondes Haar.

Berlin, 9. Juli. Wie die Lusthansa mitteilt, hat der Flugleiter in Zettin sich mit dem Kapitän des Schiffes „Spee“ in Verbindung gesetzt. Nach Auskunft des Kapitäns vorn befindet sich das Schiff vorgestern an der Unfallstelle und versuchte, sich an dem Rettungsnetz zu beteiligen. Infolge des starken Seeganges sei es jedoch nicht möglich gewesen, an das Wrack heranzukommen. Auf Grund dieses Berichtes muß, wie die Lusthansa erklärt, bedauerlicherweise mit der Tatsache gerechnet werden, daß die Passagiere *Birk, Brakelsberg, Burgkötter* und *Fraulein Notrop* sowie der *Funkmaschinist Tippmann* ums Leben gekommen sind.

Was in Moskau alles rationiert wird. Der Moskauer Konsumvereinsverband, dem die Lebensmittelversorgung der Bevölkerung der Sowjethauptstadt obliegt, hat jetzt eine Bekanntmachung über die Versorgung im Monat Juli veröffentlicht. Danach werden im Juli folgende Lebensmittel und Bedarfsartikel gegen entsprechende Kartenschnitte verabfolgt: Zucker, Tee, Kaffeebohnen, Grieß, Getreide, Reis, Sonnenblumenöl, Margarine, Butter, Serringe,

Waschseife, Toilettenseife, denaturierter Spiritus, Fleisch, Mehl und Brot. Da die Butterrationen an die Arbeiter und Kinder im Juni nicht in vollem Umfange ausgegeben werden konnten, ist die Geltung der betreffenden Kartenschnitte bis zum 5. bzw. 10. Juli verlängert worden.

So machen's die „Revolutionäre“. Aus Essen wird gemeldet: Die kommunistische Gewerkschaftsopposition der Gruppe Nordwest forderte vor dem 1. Juli in Betriebsversammlungen und durch Flugblätter zwecks Abwehr der Afford-Abbauaktion zum Streik und zur Bildung von Kampfgruppen auf. Die „Rührer“ dieser Opposition dachten jedoch gar nicht daran, im gegebenen Augenblick mit gutem Beispiel voranzugehen und ihren eigenen Parolen nachzukommen. Sie blieben in Bochum restlos in den Betrieben!

Von den Töchtern erwürgt. Wie aus Debreczin gemeldet wird, haben in der Gemeinde Totellen zwei Schwwestern ihren Vater, den Landwirt Szilcs, der sie in betrunkenem Zustande mißhandelte, mit einem Seil erwürgt. Die Vatermörderinnen wurden verhaftet. Sie haben die Tat eingestanden und verteidigten sich damit, daß sie in Notwehr gehandelt haben.

Rampf eines Dompteurs mit einem Löwen. Aus Debreczin wird gemeldet: In dem hier weilenden Zirkus kam es zu einem aufregenden Zwischenfall. Als der Dompteur Chum mit mehreren Löwen neue Produktionen probierte, sprang einer der Löwen dem Dompteur auf den Rücken. Dieser wurde zu Boden geworfen und es begann ein nervenerregendes Ringen zwischen dem wütend gewordenen Tier und dem Dompteur. An das Einschreiten des Zirkuspersonals war ohne Gefährdung des Dompteurs nicht zu denken. Schließlich gelang es Chum, der sich mit einer eisernen Stange verteidigte, sich aus den Klauen des Löwen zu befreien. Chum erlitt auf dem Rücken schwere, an den Armen leichtere Verletzungen.

Ein Kind überfahren. Mittwoch vormittag wurde die sechsjährige *Miloslava Manias*, die Tochter eines Prager Bankbeamten, in Aushowitz bei Marienbad, von einem Auto getötet, während ihre Großmutter, die Frau *Stefanides*, schwer verletzt wurde. Sie wurden beim Ueberfahren der Straße von einem Autobus erfasst.

Sechs Tage an die Ostsee. Zur Hochsaison vom 19.—25. Juli wird ein Sonderzug zum Badeaufenthalt in Sahnitz auf der Insel Rügen geführt. Die Reisekosten betragen K 620.— ab Bodenbach. Letzter Meldetermin: acht Tage vor Reiseantritt. Auskünfte und Prospekte durch die Geschäftsstelle des Touristenvereins „Die Naturfreunde“, Auffig a. d. E., Marktplatz 11. Die gleiche Reise wird vom 16.—22. August mit demselben Reiseprogramm wiederholt; die Reisekosten betragen dann nur K 605.— ab Bodenbach. Prospekte werden kostenlos versandt.

Hygiene-Ausstellung in Dresden. Nächste Gesellschaftsreisen der Naturfreunde ab Bodenbach am 27. Juli, 10. und 31. August. Anmeldungen spätestens 14 Tage vorher an die Geschäftsstelle des Touristenvereins „Die Naturfreunde“ in Auffig, Marktplatz 11. Reisekosten ab Bodenbach 50 K, mit Mittagessen 65 K. Rückmitglieder 5 K mehr. Mit der Anmeldung 30 K Anzahlung einsenden. Abfahrt ab Bodenbach 5 Uhr 56, Rückkehr 22 Uhr 17. — Ab Auffig jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag um 7 Uhr früh mit dem Autobus zur Ausstellung. Meldefristschluß drei Tage vor Reiseantritt. Fahr nicht erforderlich. Kosten 75 K, beziehungsweise 80 K, für Rückmitglieder, mit Mittagessen um 15 K mehr. Anmeldungen ebenfalls an die Geschäftsstelle in Auffig.

Ein unauffindbares lebensmüdes Brautpaar. Marie *Beschel*, in Breßburg ansässig, hatte bei ihrem Bräutigam *Böw*, Farbereigentümer in Bottendorf, zu Besuch gewohnt. Am 6. d. M. haben sie gemeinsam Bottendorf verlassen und sind mit dem Auge in der Richtung gegen Wien gereist. Marie *Beschel* hat einen Abschiedsbrief hinterlassen, indem sie schreibt, daß sie gemeinsam mit ihrem Bräutigam aus dem Leben scheidet. In der Schreibweise des Inhalts, daß er wegen eines im Kriege erworbenen unheilbaren Leidens mit seiner Braut sterben wolle. Die Erhebungen zur Aufklärung des lebensmüden Brautpaares sind bisher ergebnislos geblieben.

Der parlamentarische Untersuchungsausschuß der Lübecker Bürgerschaft steht dicht vor dem Abschluß seiner Arbeiten zur Aufklärung der Colmettagodie. Der Bericht wird in den nächsten Tagen fertiggestellt sein und dann dem Senat zur Genehmigung werden. Die entscheidende Sitzung der Bürgerschaft ist auf den 18. Juli anberaumt worden. Inzwischen hat die Lübecker Elternschaft beim Reichsinnenministerium den Antrag gestellt, ihr eine entsprechende geldliche Beihilfe zu gewähren, mit deren Hilfe sie ihre Entschädigungsansprüche an den Staat Lübeck geltend machen könnte. Allerdings hat dieser Antrag aus staatsrechtlichen Gründen kaum Aussicht auf Annahme.

Brennende Dörfer. Ein schweres Schandfeuer hat in der Südtiroler Gemeinde *Schlanbers* sechszehn Häuser eingäschert. Ein Soldat und zwei Feuerwehrlente wurden bei den Löscharbeiten verletzt. Unter der Bevölkerung ist kein Opfer zu beklagen. — In der Gemeinde *Dejtar* im ungarischen Komitat *Nozgrad* sind 36 Wohnhäuser niedergebrannt. Der Schaden beläuft sich auf 100.000 Pengö. Menschenleben sind nicht zu beklagen. Die Ursache des Brandes ist noch unbekannt.

Tödliche Blitze. Eine bei einem Eisenbahnbau in *Ja m o z a* (Spanien) beschäftigte Gruppe von Arbeitern flüchtete vor einem Gewitter in die ungelegene Kantine in die der Blitz einschlug. Zwei Arbeiter wurden getötet, fünf erlitten tödliche Brandwunden. — Wie aus *Steinamanger* gemeldet wurde, schlug in einer benachbarten Gemeinde der Blitz in einen Maulbeerbaum ein, auf dem sich zwei Kinder und ein junger Bursche befanden. Ein Kind wurde getötet, die anderen zwei Personen wurden schwer verletzt.

Panik durch Erdbeben und Meteor. In einigen Orten Spaniens, insbesondere im Süden, wurden gestern neuerlich Erdrerschütterungen verspürt, am stärksten in *Montille*, wo einige Häuser zum Teil eingestürzt sind. Zwei Frauen wurden ernstlich verletzt. In *Estejo* fiel während des Erdbebens ein Meteor nieder. Der Bevölkerung bemächtigte sich eine ungeheure Panik, denn man glaubte, es sei das Ende der Welt gekommen. — Auch in *Nord-Bengalen* wurden einige starke Erdstöße verspürt. Zahlreiche Häuser wurden ernstlich beschädigt. Nach bisher unbefriedigenden Meldungen wurde eine Ortschaft vollkommen zerstört.

Halt Bauer, das ist etwas ganz anderes. In Berlin veranstalteten elegante Damen Wettbewerbe im Schnapsmischen. Ein schweizerisches Arbeiterblatt schreibt dazu: „Würden Arbeiter einen solchen „Start“ mit Rummel und anderem Schnaps machen, so wären sie „verhoffene Schweine“ und neue Beweisobjekte für die Verleumdung der Welt durch die Sozialpolitik.“

Todessturz aus dem Ferienzuge. Am Dienstag früh fiel aus der Strecke zwischen *Frankfurt-Ober* und *Berlin* ein etwa neunjähriger Knabe aus einem von *Breslau* kommenden Ferienkinderzuge und erlitt so schwere Verletzungen, daß er kurz nach seiner Einlieferung in das *Frankfurter Krankenhaus* starb. Die *Breslauer* hat eine Untersuchung eingeleitet.

Das tödliche Rettungsseil. Bei einer Bergbesteigung in den *Jillertaler Alpen* ist eine Studentin der *Rechte aus Königsberg* einige Meter tief in eine Klüftung gesunken. Ein Begleiter konnte die Bergkletterin, die am Rettungsseil hing, zwar vor einem weiteren Absturz bewahren; sie jedoch nicht heraufziehen. Als endlich auf seine Notsignale hin Hilfe vom *Fürschachelspass* kam und die Studentin emporzog, war die Abgestürzte bereits erstickt. Das Seil hatte ihren Brustkorb zusammengeschmürt.

Boot-Engländer. Ologentlich einer Geburtsstagsfeier in *Greenbay* (Wisconsin), die von einer Gesellschaft von zwölf Personen, darunter auch Kinder, veranstaltet wurde, machten verblödet Teilnehmer mit einem Motorboot einen Ausflug auf dem *Michigansee*. Das Boot kenterte und *samt vier Personen* sind ertrunken.

Verbrecher und Gesellschaftsordnung.

Von Lewis C. Salves (New York), Direktor des Zuchthauses Sing-Sing.

Neulich stellte ein Gerichtshof in New York acht charakteristische Merkmale fest, die einen Verbrecher schon physisch erkennen lassen sollen: „Zurückspringendes Kinn, hervorragende Nackenknochen, unbewegliches Vorhinausstarren, gesenktes linkes Augenlid, niedrige Stirn, knotted Brauen, straffes Haar und absehbende, im rechten Winkel zum Kopfe stehende Ohren.“ Wenn vier solcher Merkmale auf ein Individuum passen, könne kein Zweifel ob seiner kriminellen Veranlagung bestehen.

Benignitäts ein halbes Duzend bekannter Männer haben zumindest fünf der angeführten Merkmale von diesen acht. Der Präsident einer führenden amerikanischen Universität, ein großer englischer Theologe, ein französischer General, ein russischer Staatsmann, ein bekannter spanischer Schriftsteller und einer der weltberühmtesten, größten Erfinder. Der Gedanke, daß es Menschen gebe, die durch ihre physische Konstitution zum Verbrecher bestimmt seien, wurde bekanntlich von Cesare Lombroso, dem italienischen Kriminalisten, theoretisch begründet. Diese Theorie wurde aber bald durch Dr. Charles Goring widerlegt, der bewies, daß ebensoviele von Lombroso aufgestellte Merkmale unter Nichtverbrechern wie unter Verbrechern gefunden werden können.

Es ist allen führenden Wissenschaftlern und Kriminalisten bekannt, daß ein „geborener Verbrechertypus“ nicht existiert hat und auch nicht existiert. Diese Mythe wurde nur durch die Einbildungskraft des Publikums, durch Schilderung, Bühne und Kino ermöglicht.

Die Beamten der Wache und Schließgesellschaften behaupten, daß neun unter zehn Männern mögliche Verbrecher sind, daß dagegen Frauen viel eher seien als Männer. Andererseits behaupten wieder die Chefs der Warenhausabteilungen, daß die Mehrzahl der Männer grundsätzlich, dagegen unter zehn Frauen neun Diebinnen sein können. Dagegen behaupten wieder Hotelangestellte, daß Männer und Frauen als Gäste ganz gleich stehen.

Mit anderen Worten: die allgemeinen Verbrechertypen stimmen nicht mit den praktischen Erfahrungen überein. Wer ist also ein Verbrecher und warum ist er es? Wenn es keine Gelege gäbe, gäbe es keine Verbrecher und keine Verbrechen. Ein Verbrecher ist daher jeder, der eine durch das Gesetz verbundene Handlung nicht beachtet. Jedermann, der stiehlt, sei es einen Apfel oder eine 50-Dollarnote, eine Wassermelone oder einen Wagen, ein Taschentuch oder einen Pelz, hat einen Diebstahl begangen und ist im wahren Sinne des Wortes ein Verbrecher — ohne Rücksicht darauf, ob er schon angeklagt und verurteilt wurde oder nicht. Ich habe über diese Sache mit Hunderten von bedeutenden Männern diskutiert, und die meisten unter ihnen haben zugegeben, zu einer gewissen Zeit das Gesetz verletzt und ein Verbrechen begangen zu haben, das ihnen eine Freiheitsstrafe eingetragen hätte, wenn man sie erwischt hätte. Manche von ihnen räumten sogar Verbrechen von solcher Art ein, daß sie nach dem Gesetz, das eine „lebenslängliche Zwangsarbeit“ fordert, wenn jemand mehr als viermal rückfällig wurde, lebenslänglich in den Kerker gekommen wären. Die wenigen, die ein begangenes Verbrechen nicht zugaben, räumten ein, daß sie unter gewissen Umständen einer verbrecherischen Handlung fähig gewesen wären. Goethe sagt, daß es kein

Verbrechen gäbe, das er nicht unter gewissen Verhältnissen selbst hätte begehen können. Den geborenen Verbrecher gibt es nicht.

Jeder ist unter gewissen Bedingungen eines Verbrechens fähig. So mancher Finanzmann hat seine Erfolge durch Betrug und durch Bestechung öffentlicher Beamten erzielt. Man vermag nur eine kleine Anzahl von Missetätern unter Auflage zu stellen; es ist in der Regel so, daß man die kleinen Diebe hängt und die großen freiläßt.

Die gewagtesten, hoffnungslosesten, hartgesottesten, grausamsten, geschicktesten und verwegtesten Verbrecher der ganzen Welt — nennt man die Verbrecher der Stadt New York und Umgebung, die in Sing-Sing sitzen. Und doch kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Sing-Sing-Verbrecher genau so schlecht und so gut sind wie alle anderen. Seit der Zeit, da ich hier Direktor wurde, seit dem 1. Jänner 1920, sind mehr als 10.000 dieser „schlechten“ Menschen durch meine Hände gegangen, und ich bemerkte eine große Anzahl von Widersprüchen. Der schießende Mörder bewies sich als jähzornig, der verwegene Räuber als furchtsam, der Dieb als unständig.

Der Direktor eines Zuchthauses ist durch das Gesetz verpflichtet, im Zuchthause zu leben. Das Zuchthausstatut sieht vor, daß sein Bedienungspersonal Sträflinge sind. Daher habe ich einen Koch, der ein Giftmörder war, ich lasse mich von einem Mann kastrieren, der einem anderen die Gurgel durchschneidet, und meine jüngste Tochter, die jetzt sechs Jahre alt ist, fährt außerhalb der Gefängnismauern in einem kleinen Poupouwagen, den ein Mann lenkt, der 25 Jahre wegen Minderstraf abzusitzen hat.

Es ist eine interessante Wahrnehmung, daß ein Dieb im Gefängnis von Dieben verachtet wird und daß die Todesstrafe von jenen verfolgt wird, die wegen eines Mordes in den Kerker kamen. Wie bringen sie dies mit ihrem eigenen Verbrechen in Einklang? Ganz einfach! Ihre Verbrechen waren nach ihrer Meinung keine Verbrechen. Ein gefangener Bankkassier behauptet, daß er nur das nahm, was ihm gehörte, da er Überzeit arbeitete und ständig bezahlt wurde. Ein anderer behauptet, nichts gestohlen zu haben, da er die Aktien im Augenblick der Panik wieder zurückgekauft hätte, und daß ihm kein Chef den „Tip“ selbst gab, um zu spekulieren. Ein paar Sträflinge behaupteten, daß sie nicht mehr begangen hätten, als was der „Großhandel“ täglich macht, und daß Stehlen ein gutes Geschäft genannt wird, wenn es Erfolg bringt, und Diebstahl ist, wenn es schlecht ausfällt. Ein ungewöhnlich intelligenter Banknotenfälscher behauptete, daß niemand außer dem Farmer und Bergarbeiter wirklich Güter produziert und daß aller Wohlstand durch Betrug an anderen erreicht wird. Er betonte, daß er nur dort „arbeitete“, wo Banken und Geschäftsleute versichert waren, so daß niemand etwas verlor, denn die Versicherungsgesellschaften stellten Prämien von Leuten ein, die lieber zahlten, statt die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßnahmen zu beachten.

Verbrechen ist wahrhaftig ein einseitiger Begriff. Schuld selten eine persönliche Sache. Die Verantwortung trifft vielfach die Gesellschaft. Fast alle Verbrecher sind ausnahmslos arme Teufel.

und kam von Zeit zu Zeit mit einer Reuanhaftung an. Das war schön, wie sich die Mutter dann immer freute.

Allmählich ging es bei Dohmels wieder bergauf.

An einem Sonntag im Spätherbst „Mutta“, sagte Paul am Nachmittag, „Mutta, zieh dir an! Heut jehn wa int Kino. Wat janz wat Neuet! Tonfilm. Boullöga, wirst stann, Mutta! . . .“ Frau Dohmel war ganz erschrocken: sowas gab es ja auch noch! Kino . . .

Es war „The Singing Fool“, der Film vom Sonny Boy.

Am nächsten Morgen, Paul hatte seine Schulbücher zusammengepackt und „Abis, Mutta!“ gesagt, da rief Frau Dohmel ihren Jungen an sich, küßte ihn ab: „Du! Du! Du bist doch mein Sonny Boy! Du! Mein Junge, mein guter . . .“ Lau: müßte sie aufschluchen. „Na, laß man ruhig, Mutta! Und jetzt muß ich abhau. Du weest id komme nich jerne zu späte.“ Er halet nämlich auch schon tüchtig zu würgen, daß er nicht losheulte.

Von da an nannte ihn die Mutter nur noch Sonny Boy, nie mehr Paul. Paul war auch der Name ihres Mannes gewesen. Bald riefen auch die Anna und Lise ihn Sonny Boy, und dann die anderen Leute. —

In den letzten Tagen des Februars war es, beim Brickettschichten. Blödsich wurde Paul schwarz vor Augen, er sackte zusammen. Er kam aber sehr schnell wieder zu sich, die Frau und spritzte ihm Wasser ins Gesicht. Blutgeschmack hatte er im Mund, und wie sie ihm aufrichteten, sah er im Koffenstaub ein kleines rotes Pfänzchen. Er wußte, was los war.

Er wußte es, auch wenn die Mutter ihn tröstete und ihm nicht die Wahrheit gestehen wollte, die ihr der Arzt nach der Untersuchung drauhen auf dem Hof gesagt hatte.

Das war Dienstag passiert. Am nächsten Sonnabend, mit der letzten Post um halb sieben, erhielt die Anna einen Brief:

„Liebe Anna, Lise und Lene! Erschreckt nicht, was ich Euch jetzt schreibe. Wir wollen uns nichts vormachen, mit mir ist es aus. Dasselbe wie mit der Gerta, es hat aber keinen Sinn,

wenn ich noch monatelang herumliege und audeven das Brot wegreisse. Arbeiten kann ich doch nicht mehr. Schuld an allem ist der alte Dohmel. Ich mache also Schluss. Helft meiner Mutter ein bißchen und macht es ihr leichter. Ihr wart ja immer anständig mit mir! Schönen Dank für alles. Laßt Euch es gut gehen! Euer Paul. Anna! Ich verlasse mich auf Dich, daß Ihr die Mutter nicht inständig laßt.“ Dann waren noch einige Worte die unterflichen, mit Mühe konnte man sie entziffern: „Anna! Grüße mal Kleibers Lotte von mir.“ — Kleibers Lotte war die dreizehnjährige Tochter vom Bäcker im Vorderhaus. — Auf dem Brief waren noch die Spuren von einem Tropfen zu sehen, es war ausgewischt worden.

Als Frau Dohmel um neun heintam von ihrer Handreinigung, hatte man den Sonny Boy schon gefunden. Im zweiten Hinterhof, in einer Wageremise. Er hing da mit zusammengedrückt den Lippen und zwei senkrechten Falten zwischen den Augenbrauen. —

Daß der noch nicht ganz dreizehnjährige Schüler Paul D. aus unbekanntem Motiven Selbstmord durch Erhängen verübt, berichteten einige Zeilen in den Zeitungen, vom Sonny Boy erzählte mir die Prostituierte Anna Willechauer.

Bruno Vogel.

Kleine Chronik. Brille und Kurzsichtigkeit.

Die Angriffe, denen die Menschen unserer Zeit durch die Zivilisation ausgesetzt sind, sind für Körper und Gesundheit nicht ohne Folgen geblieben. Das zeigt sich vor allen Dingen an den Organen, die durch Arbeit und Lebensweise am meisten beansprucht werden, an den Zähnen und Augen. Frühere Zeiten haben gewiß auch unter schmerzhaften Zähnen und Kurzsichtigkeit zu leiden gehabt. Aber diese Uebel traten doch nicht in einem solchen Ausmaß auf wie heute. Dafür ist bezeichnend ein Ausspruch Goethes, der sagt, daß derjenige, der mit einer Brille auf der Nase, sich mit einem anderen unterhielt, ein Grobian sei. So ungewöhnlich also war das heute bei Männern und Frauen gleich notwendige Instrument.

Die Brille hat sowohl in ihrer äußeren Form wie auch in ihrer optischen Beschaffenheit seit ihrer Erfindung große Wandlungen durchgemacht. Auf allen Gelehrten-Bildern sind die ersten Formen der Brille abgebildet: meist ohne Gestänge, nur mit einem Bügel, der die zwei Fassungen für die Gläser zusammenhält. Etwa zwischen 1280 und 1320 scheint in Europa der Brillenschliff entdeckt worden zu sein. Weltaus früher auch konnte man Vergrößerungslinsen, die den Sehbildern zu ihren Arbeiten dienten und es wird, — allerdings sagenhaft — berichtet, daß schon der große Physiker Archimedes bei der Belagerung von Syrakus Brennlinsen angewandt habe, die die Schiffe der Belagerer in Brand steckten.

Der Philosoph Spinoza war in seinem Brot- und Hauptberuf Brillenschleifer. Er erlitt das Schicksal des städtischen Proletariats seiner Zeit und starb an der Berufskrankheit der damaligen Glasschleifer, denen die feinen Glasteile in die Länge drangen, an der Tuberkulose. Während in Holland, woher auch Spinoza stammte, die Brillenherstellung schon früh ausgeübt wurde, wurde in Deutschland erst gegen Ausgang des Mittelalters die Kunst der Brillenmacher zu Nürnberg gegründet. Diese Kunst besaßen sich natürlich auch mit der Herstellung optisch-astronomischer Instrumente. Zwischen damals und heute liegt der lange Weg einer hochentwickelten Technik, die auch bei der Optik nicht halt gemacht hat, obwohl es gerade in diesem Beruf auf hochqualifizierte Handarbeit noch sehr viel ankommt und geschickte optische Arbeiter gesucht sind. Die großen deutschen optischen Werke haben denn auch einen geschulten Stamm von Arbeitern, bei denen sich das Handwerk in der Familie weitervererbt.

Das Ueberhandnehmen der Brillenträger hat Geister in Bewegung gesetzt, die darauf saßen, die Brille entweder überflüssig oder nicht sichtbar zu machen. Amerika zum Beispiel hat sogenannte „Zehnkulen“ gegründet, die das an die Brille gewöhnte Auge wieder entwohnen wollen, und die vorgeben, Kurzsichtigkeit durch planmäßiges Augen-training heilen zu können. Auch in Deutschland besteht ein Sanatorium für Kurzsichtige, in dem Übungen abgehalten werden und das Auge wieder bestimmter Zusammenfassung bekommt. Alle diese Versuche kommen jedoch für die große Allgemeinheit nicht in Frage, abgesehen davon, daß wohl nur krampfartige Zehstörungen durch solche Einwirkungen beseitigt werden können.

Einen anderen Weg, die störende Brille zu beseitigen, hat kürzlich ein deutscher Augenarzt eingeschlagen, indem er Gläser konstruierte, die direkt unter die Augenlider auf den Augapfel aufgesetzt werden. Aber die Zukunft dieser Erfindung scheint keineswegs so glänzend zu sein, wie man anfangs annahm. Denn am 27. Jahreskongress der Schweizerischen Ophthalmologischen in Marolin stellte Professor Bisler vom Optischen Institut in Jena fest, daß Kontaktgläser in Muffelform, die direkt auf dem Auge befestigt werden, dem Kurzsichtigen das Gefühl eines Fremdkörpers verursachen und kaum für längere Zeit getragen werden können. Damit scheint auch die Hoffnung der Brillenträger zerfällt zu sein, zumal die Gläser unter einem Preis von hundert Mark pro Paar nicht hergestellt werden können. Wie man sieht, steht der Optik also noch immer eine große Aufgabe bevor, die für die Allgemeinheit wichtigste, nämlich eine in keiner Weise störende Augenkorrektur vorzunehmen. Wenn die Medizin aber der Optik diese Arbeit abnehmen sollte, dadurch, daß sie einen Weg findet, den Kurzsichtigen auch ohne optische Hilfsmittel wieder zu ihrer alten Sehstärke zu verhelfen, wäre das noch willkommener.

tigen Gemeinheiten mit anhören, die sein Vater der Mutter entgegenziele. Und morgens, wenn die Mutter ihm den Kaffee wärmte, merkte Paul, daß sie vor ihm sich schämte. Hin und wieder mußte der Alte ins Kitchin, wegen Sachbeschädigung oder schäbiger Gaunereien, dann war das Leben ein wenig leichter. Brauenhafte Szenen hatte dieses Kellerloch schon gesehen. Die Nacht vor fast einem Jahr, als Pauls Schwester Gerta starb, an Lungenschwindsucht, dreizehn Jahre alt. Wie der Alte im Morgengrauen heimkam, hatte er das stierende Kind aus dem Bett gerissen, unsäglich beschimpft, geschlagen — da stand Paul schon mit dem Feuerhaken hinter dem Vater, holte aus nach seinem Schädel — die Mutter sprang dazwischen . . .

Haß, mitleidlosen Haß, durch kein Verziehen gemildert, durch wehrlose Furcht und Verachtung nur noch gesteigert, Haß, nur Haß hatte Paul für seinen Vater übrig. Ja, nie so werden wie der alte Dohmel!

Zwölf Jahre war Paul alt. Er wußte um alles Häßliche, Gemeine, Traurige. Mehr als die meisten Menschen je davon erfahren. Der Tod seines Vaters war seine erste, starke, tiefe Freude. Nun würde bald alles anders werden . . .

Ein paar Wochen nach dem Tode des Vaters waren Dohmels schon wieder gewohnt, sich halbwegs satt zu essen. Mit einer wahren Gier stöberte Paul alle Gelegenheiten auf, ein paar Pfennige zu verdienen. Das machte doch ganz andere Laune, zu schufte, wenn man sah, wo für. Sie würden die Karre schon aus dem Dreck kriegen, die Mutter und er!

Die „Göhren“ bekamen regelmäßig Milch und Lebertran, ein bißchen warm anzusehen für den Winter. Eine neue Scheibe wurde im Fenster eingesetzt, mal brachte Paul einen alten Gaslocher vom Lumpenmann angeschleppt, und jede Woche kam ein halber Zentner Bricketts ins Haus, Vorrat, wenn es wieder wie im vorigen Winter keine Kohlen geben sollte. Wenn die Mutter abends vom Waschen und Scheuern kam, hatte sie stets ihr Töpfchen Bohnenkaffee. Den trank sie so gerne . . . Einen Teil des Geldes, das er verdiente, gab der Junge täglich seiner Mutter, den anderen Teil sparte er zusammen

Es war schon lange Mitternacht vorüber, da kam die Pommerische Lisa angestürzt: „Frau Dohmel! Frau Dohmel! Ihr Mann ist bei Steipeler die Toiletentreppe runtergefallen und tot liegen geblieben! . . .“ Gell schrie Frau Dohmel auf Paul: „Na endlich ist der Sufflopp tot!“ Die Mutter wühlte im Kasten nach ihrem Umschlagbuch. „Paul, steh uff und komm mit!“ — „Ich man alleine, Mutta, id bin froh, wenn id der Viech nicht sehe.“ — „Paul!“ Frau Dohmel jogte mit der Lisa davon . . .

Die beiden „Göhren“ waren von dem Geschrei wach geworden und heulten. Paul stand auf und zündete die Petroleumlampe an. Trüblich dämmerte ihr Licht durch den Dunst des Kellerlochs: Zwei Bettstellen, eine für die Mutter und der Alte, die andre für die Göhren (zwei Mädchen, drei und fünf Jahre). Paul schlief auf einem Strohsack neben dem Ofen. Ein Kasten für Wäsche und Kleider, ein Spind mit allerlei Küchengeräten, ein Korb mit allerlei Gerümpel, der wacklige Tisch. Im Fenster hatte der Alte eine Scheibe eingeschlagen, sie war mit Backpapier verklebt. Die Knochplatten des Herdes lapult, in den warmen Monaten konnte man kaum feuern, so qualmte es. Neben der Gashöhre ein halbblinder Spiegel, den Ständer fürs Waschbecken hatte der Alte erst vor ein paar Tagen verknopft. An den Wänden Schimmel. Aus allen Ecken grinst das Elend.

Zum ersten Mal in seinem Leben sah sich Paul zufrieden und froh in dieser Trostlosigkeit um: Jetzt, wo der Alte endlich verreckt war, würde es hier bald anders aussehen . . .

Soweit sich Paul erinnern konnte, stets hatte der alte Dohmel geoffen, die Kinder geprügelt, die Mutter mißhandelt und sich mit anderen Weibern herumgetrieben. Und die Mutter mußte arbeiten von früh morgens bis in die späte Nacht, Wäsche waschen, Treppen scheuern, Zeitungen vertragen, Aufwartungen, nachts in den Kleinen Salzstangen und Streichhölzer verkaufen . . . Seit er in die Schule ging, half Paul mit verdienen. Was hatte er im Laufe der Jahre nicht alles schon gemacht: Regel aufgesetzt im „Badezimmer“ und Gläser gespült, Kesselteller verteilt, gebettelt, Bricketts geschichtet beim Stollenhändler, Lumpen sortiert, Zeitungen getragen, Hufe gefegt, Schnee geschippt, in der Drogerie war er ein halbes Jahr Laufbursche gewesen nachmittags, bis er mal bei Glattis mit so einer verdammten Flasche ausgerutscht war, zwei Sommer lang hatte er den blöden Jungen von Wylloch im Kollstuhl spazieren gefahren . . . In der Nacht, um elf, halb zwölf, ging er immer zur Anna Hoch, nachsehen, ob die ihn nicht brauchte. Die hatte im dritten Stock mit der Pommerischen Lise und der taubstummen Lene zusammen zwei Zimmer, und wenn Freier da waren, mußte er meist Zigaretten, Bier und zu essen holen, und die Mädchen sorgten dafür, daß ihm die Stubben ein paar Groschen auspackten. Mit den drei Strichmädchen stand er sich überhaupt ganz gut, und wenn es bei Dohmels mal ganz besonders elend ging, dann konnte er von ihnen eine Mark gepumpt kriegen oder einen Taler, je nachdem, und sie hatten es mit dem Wiedergeben nicht so eilig.

Die Hälfte von dem, was die Mutter und der Junge ersparteten, verhoff der Vater. Wenn Paul aus der Schule kam, stand der alte Dohmel meist auf, verlangte zu essen, und dann Geld. Bekam er keins oder zu wenig, fing er an zu toben und zu prügeln. War die Mutter nachher wieder auf Arbeit gegangen, nahm er irgend etwas mit, um es zu Geld zu machen: Küchengegenstände, Wäschestücke, einmal, im Dezember, Pauls Mantel, den ihm die Lene geschenkt hatte, einmal von der Trodenleine sämtliche Windeln und Hemdchen der Kleinsten . . . In der Nacht um drei, wenn die letzte Destille geschlossen hatte, kam er heim, kramte fuchend nach Eßbarem herum — und dann mußte der Junge auf seinem Strohsack alle die widerwärt-

igen Gemeinheiten mit anhören, die sein Vater der Mutter entgegenziele. Und morgens, wenn die Mutter ihm den Kaffee wärmte, merkte Paul, daß sie vor ihm sich schämte. Hin und wieder mußte der Alte ins Kitchin, wegen Sachbeschädigung oder schäbiger Gaunereien, dann war das Leben ein wenig leichter. Brauenhafte Szenen hatte dieses Kellerloch schon gesehen. Die Nacht vor fast einem Jahr, als Pauls Schwester Gerta starb, an Lungenschwindsucht, dreizehn Jahre alt. Wie der Alte im Morgengrauen heimkam, hatte er das stierende Kind aus dem Bett gerissen, unsäglich beschimpft, geschlagen — da stand Paul schon mit dem Feuerhaken hinter dem Vater, holte aus nach seinem Schädel — die Mutter sprang dazwischen . . .

Kunst und Wissen.

„Anthropos“.

Ausstellung in Brünn.

Im Brüner Ausstellungsgelände ist eine Exposition der Entwicklung des Menschen zu sehen: Anthropos heißt auf griechisch Mensch; Professor Absolon, der Kurator des Mähr. Landesmuseums, zeigt an Hand zahlloser Ausgrabungen das Werden des Menschen vom Affen zur heutigen Gestalt, das Werden menschlicher Kultur von der Steinzeit angefangen. Alle Erinnerungen aus der Gymnasialzeit werden wach, wenn wir Stein- und Eiszeit, wenn wir den Neandertal- und Aurignacmenschen und ihre Welt in diesen Reproduktionen, an Hand der spärlichen Reliquien wieder aufleben sehen. Gleich in der Vorkammer begrüßt uns eine plastische Nachbildung des Kampfes unserer Urväter mit einem Höhlenbären, daneben sehen wir die weltberühmte Gratte von Altamira in Spanien, in der einige graphische Darstellungen des Steinzeitmenschen gefunden wurden. Mit Wienens Fleiß und wahrhaft deutscher Gelehrtengründlichkeit hat Absolon weiter alle Typen der Urmenschen zusammengetragen: Den Neandertaler, der am 3. August 1908 in La Chapelle au Saintes gefunden wurde, die ganze Familie, die man am 5. August 1894 in Piedmont in Mähren entdeckte, das Skelett, das im Jahre 1927 im Löß in Zedowitz bei Brünn ausgegraben wurde, und nicht zuletzt die Skelette aus Sussex in England und Java.

Unsere Urväter haben aber auch einiges für ihre Bequemlichkeit getan: das Feuer war ihnen nicht mehr unbekannt, ungezählte Steininstrumente werden gezeigt, die allerdings auf den ersten Blick wie etwas ungewöhnliche Stein splitter aussehen und erst bei näherer Untersuchung als Schneid- oder Schlagwerkzeuge entpuppen. Wie wunderbar muß diesen Leuten etwa die Rahnadel aus echten Knochen vorgekommen sein und wenn man sich die Stelle der damaligen Tiere veranschaulicht, dann versteht man, daß nur mit diesen Nadeln ein Zusammenfügen zu erzielen war. Wunderbar erscheint diese Ausstellung in der heutigen Zeit der Überzivilisation, wunderbar hoch erscheint uns die Entwicklungsfähigkeit menschlichen Geistes, menschlicher Geschicklichkeit, wenn wir die Uransätze sehen, in denen etwa eine Hütte gebaut wurde. Verblüffend, daß selbst in diesen Zeiten das Hirn nach zweifacher Betätigung strebte und etwa die Wandbilder der Grotte de Vaux (Frankreich) schaffen konnte. Es ist unmöglich, die Fülle der Ausstellungsobjekte zu beschreiben, ihre übersichtliche Anordnung und meisterhafte Beschriftung werden aber jedem Laien diese längst vergangene, tote Welt interessant machen.

Es fehlt aber auch nicht an Humor: da begrüßt uns in der Vorkammer ein Nierenmann, unter dem folgende heitere Aufschrift prangen darf: „Geschenkt dem Mähr. Landesmuseum vom Fabrikanten T. A. Baka. Erreichte mit einem Aufwand von 30.000 K.“ Wie wunderbar ist es eigentlich, daß Herr Baka auch die Urwelt nicht vergessen hat und unter dem Mammut seine Visitenkarte abzu-

geben beliebt, wie nett von ihm, mit einem Aufwand von 30.000 K ein Mammut zu errichten und nicht etwa als Wahrzeichen der Falschheit seiner Schube oder Größe seines Unternehmens in Lin oder seiner Passage am Wenzelsplatz in Prag anzustellen, sondern es großzügig einem Museum zu schenken. Wahrscheinlich soll darauf hingewiesen werden, daß auch unsere Urväter Schube getragen haben, wahrscheinlich aus Mammuthaut; ob aber die Werke des Herrn Baka so leistungsfähig sind, ein nettes Mammutfäßchen zu beschreiben? Eine Gruppe Höhlenbären, die in den mährischen Höhlen gefunden wurden, erinnert verblüffend an ein friedliches Kaffeetrinken und die Bilder der Maler Schujala und Jaeger aus dem Leben der Ureinwohner unseres geographischen Landes sind wohl mehr als Ersatz für Schullebücher mit Illustrationen bestimmt, als für eine ernste Ausstellung. Ob an dem einen Feuer wohl Kaffee gekostet wird? Und wer von den beiden Ringkämpfern — vermutlich die Vorkämpfer der olympischen Spiele — wird dennoch in den Abgrund fallen?

Walter Lustig.

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters. Donnerstag (227—3), 7 1/2 Uhr: „Madame Butterfly“. Freitag (228—4), 7 1/2 Uhr: „Habarber“. Samstag, 7 1/2 Uhr: „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“. Sonntag, 7 1/2 Uhr: „Die Dreigroschenoper“. Montag (229—1), 7 1/2 Uhr: „Es lebe die Liebe“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Donnerstag, 7 1/2 Uhr: „Habarber“. Freitag, halb 8 Uhr: „Denk an mich!“. Samstag, 7 1/2 Uhr: „Geschäft mit Amerika“. Sonntag, halb 8 Uhr: „Panne um Mitternacht“. Montag, 7 1/2 Uhr: „Geschäft mit Amerika“.

Literatur.

„Die Freie Gemeinde.“ Organ für sozialdemokratische Kommunalpolitik. Erscheint zweimal im Monat. Bezugspreis: Vierteljährlich 1.50 K. Verwaltung: Prag II., Režazanka 18. Redaktion: A. J. Dr. Böhmnerstr. 12. Die sieben erscheinende Nummer 13, vom 2. Juli l. J., enthält Artikel von Ing. Hugo Reumann (Leipzig): „Ueber Typenpläne und Baukosten von Gemeindefürsorgehäusern“, von — J über: „Unterstützung der Elektrifizierung des städtischen Landes“. S. M. (Aussig) berichtet unter dem Titel: „Fünf Tage bei unseren Wiener Fremden“, über die Studienreise unserer Kommunalpolitiker nach Wien. In der Rubrik „Rundschau“ wird ein wichtiges Erkenntnis des Obersten Verwaltungsgerichtes, über die Wählbarkeit der Angehörigen eines städtischen Krankenhauses in den Stadtrat, gebracht. Außerdem werden über „Rienbau in Wien“, die „Tagung der deutschen Bodenreformer in Würzburg“, über „die Erfolge der Wiener Gemeindefürsorge“ und die vom Ministerium für soziale Fürsorge herausgegebene Broschüre zum Gesetze über die produktive Arbeitslosenfürsorge sowie verschiedene andere Ereignisse Notizen gebracht. Jeder sozialdemokratische Gemeindefunktionär soll Abnehmer und Leser der „Freien Gemeinde“ sein.

Sport • Spiel • Körperpflege

Arbeiter-Schach.

Die junge Schachpartie der Arbeiterturner hat im Rahmen des Aufziger Turnfestes ihre erste Feuerprobe bestanden. Fern vom Lärm und Festtrubel der Stadt, der sich an den Mauern des Volkshauses bricht, sitzen im gedämpften Licht des Nebenraumes im Hintergebäude einige Duzend, durchwegs jugendliche Arbeiter beim „königlichen“ Spiel; abgesehen von den Massen und ihnen doch innig verbunden durch gleiches Spiel und gleiches Wollen. Schon beim Eintritt in den Spielsaal, dessen Stille doppelt wirkt nach dem lauten Getöse der Straße, fühlt man sich in eine andere Welt versetzt und hier hat der stille Geist sein Quartier aufgeschlagen, auf Zehenspitzen gehen die Knie und die Genossen der Turnierleitung; halb laut nur werden Bemerkungen gemacht, Anordnungen gegeben.

Das Bild ist dem leidenschaftlichen „Schächer“, der die internationalen Schachturniere besucht, wohl vertraut und doch ist hier etwas Neues, etwas Ungeübtes. Arbeiter sind es, die sich hier die geistigen Schlachten liefern, Arbeiter, die täglich in harter und oft überlanger Fron ums tägliche Brot ringen. Wo nehmen sie noch die Spannkraft her, wo die Zeit, die dieses schwierigste aller Spiele erfordert? Eine ungeheure Sehnst und Energie muß im proletarischen Menschen wohnen, daß er noch Ruhe und Kraft für geistige Genüsse findet, die sehr schwer zu erringen sind, die solche Opfer von ihm fordern.

Nur jugendliche Kämpfer sind es, die sich aus den deutschen Gauen der Sudeten zusammengefunden haben, um ihre Kraft mit den benachbarten sächsischen Schachgenossen zu messen. Der ältere Arbeiter war in seiner Jugend noch ausgeschlossen von solchen geistigen Spielen, denn zehn- und mehrstündige körperliche Arbeit im Tag ist hier ein schweres Hemmnis für spielerische geistige Betätigung. Die Entwicklung der geistigen Fähigkeiten aber ist der Jugend Bedingung, jedes Aufstiegs und der Weg der Arbeiterklasse führt steil hinauf. Die im logischen Denken geschulten Schachgenossen werden der Bewegung eine wertvolle Hilfe sein.

Die sachlichen Leistungen übertragen. Sie stehen hoch über dem Durchschnitt der Kaffeehausleistungen und reichen nicht allzusehr an die Klasse der Berufsmeister heran. Geradezu typisch für die gelieferten Partien ist ihr geradliniger unkomplizierter Aufbau. Vermutungen werden möglichst vermieden, die einmal gefassten Ideen mit eiserner Konsequenz durchgeführt, oft ohne der gegnerischen Einwirkung genügend Rechnung zu tragen, so daß die an sich gute Idee unterliegt. Es geht eben auch im Schach wie im Leben und in der Politik, daß der Gegner nicht untätig zusieht, wenn wir ihn nicht jenen wollen, sondern jede Schwäche in unserer eigenen Stellung erspähen sie und greifen, das uns zu vorsichtigem und gesichertem Vorgehen zwingt.

Im großen und ganzen war der Schachkampf eine wohlgeleitete, vielleicht eine ersiehende Veranstaltung. Auch die Endleistungen unserer Genossen gegen die schon kampferprobten Sachsen waren recht ehrenvoll. Dem Arbeiter-Turn- und Sportverband gebührt der Dank dafür, daß er den Arbeiterschächern in seiner Organisation Unterstützung gewährte und so die Zusammenfassung der proletarischen Schachkräfte überhaupt ermöglicht hat. Nur in seinem Rahmen und gestützt auf seine mächtige Organisation war der Länderkampf denkbar.

Bundesfest der Arbeiter-Rad- und Kraftfahrer-Bundes „Solidarität“, Dresden 1930.

Nur wenige Wochen trennen uns noch von dem ersten Bundesfest des Arbeiter-Rad- und Kraftfahrer-Bundes „Solidarität“, welches am 25., 26. und 27. Juli d. J. in Dresden auf dem Elbwiesen oberhalb der Vogelwiese abgehalten wird. Aus allen Teilen Deutschlands sind Teilnehmer gemeldet, ebenfalls aus dem Ausland. Die Vorbereitungen für das Fest sind in vollem Gange. Das Festbuch ist fertiggestellt und wird versandt. Auf dem Festplatz sind die Handwerker dabei, die nötigen Baulichkeiten zu errichten. Ein großer Sportplatz in der Größe von 120x130 Meter wird hergestellt. Die Stadt richtet außerdem noch einige Plätze her, die später bestehen bleiben. Am Freitag, den 25. Juli vormittags 11 Uhr findet die Eröffnung statt, abends Bahnrennen in Reich. Am Samstag abends wird das große Sprechchorwerk von Auerbach „Am anderen Ufer“ aufgeführt. Als Abschluß am Sonntag abends großes Feuerwerk. Das Programm ist ein reichhaltiges, jeder Besucher wird auf seine Rechnung kommen.

Der Festbeitrag beträgt für Erwachsene M. 5.—, für Jugendliche M. 3.—. Darin sind inbegriffen: Festbuch, Festplakette, Uebernachtung in Massenquartieren an allen drei Tagen, Anspruch auf Straßenbahnüberbilligung (gültig für alle drei Tage auf allen Linien der Stadt) für M. 1.50, beliebiger Eintritt zum Festplatz an allen drei Tagen, freier Eintritt zur Rennbahn; Privatquartier für jede Nacht zu M. 1.—.

Tageseintritte: Freitag M. 1.—, ab 18 Uhr M. 0.50; Samstag M. 1.—, ab 18 Uhr M. 0.50; Sonntag M. 1.50, ab 19 Uhr M. 0.50. Ohne Festbuch, ohne Plakette, ohne Straßenbahnüberbilligung, gültig nur für einmaligen Eintritt zum Festplatz.

Uebernachtung möglich, soweit noch Quartiere vorhanden sind. Vorherige Anmeldung ist Bedingung. Preis für Massenquartier pro Nacht M. 1.—, für Privatquartier pro Nacht M. 1.50.

Meldungen nach Geschäftsstelle für das Bundesfest des Arbeiter-Rad- und Kraftfahrer-Bundes „Solidarität“, Dresden-A., Ribbenbergstraße 2, Volkshaus.

Herausgeber: Egonrich Laub. Chefredakteur: Wilhelm Rieker. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauß. Prof. Dr. A. G. für Zeitung und Buchdruck. Prof. für den Druck verantwortlich: Otto Holtz. Prof. Die Zeitungsmarktenantur wurde von der Post- u. Telegraphendirektion mit Erlaß Nr. 13.800/VII/1930 bewilligt.

Zwischen zwei Feinden.

Von Wilhelm Hamperl.

Jeder der im Weltkrieg war, hatte das Gefühl, als sei er in einem mörderisch reisenden Strom geraten, wo er als Einzelner nichts ist, und wo er vielleicht sein bisheriges Leben nur so retten konnte, daß er mit der Strömung schwamm in der Hoffnung, doch noch irgendwo an einem Stückchen friedlichen Ufer des Hinterlandes hängen zu bleiben. Dieses Gefühl des Nichts, hervorgerufen durch einen wahrstimmigen Drill, gepaart mit dem Mißtrauen gegen seinen Nebenmann, bewirkte es, daß eine kleine Schicht kommunistischer Millionen andere Menschen zwingen konnten, das zu tun, was sie nicht tun wollten.

Dazu kam noch, daß viele durch Zeitungsartikel präpariert, wirklich glaubten, der Feind sei nur vor ihnen. Heute wissen wir durch die geschriebenen Tatsachen des Krieges, daß der Feind hinter uns im ganzen genommen viel tüchtiger und grausamer war, als jemals der Feind vor uns sein konnte.

Unlängst traf ich einen alten Regimentskameraden, dem es, wie vielen, durch allerhand glückliche Zufälle gelungen, aus dem mörderischen Strom des Weltkrieges lebend das Ufer des Friedens zu erreichen. Nachdem wir unser persönliches Gespräch erledigt hatten, kamen wir auf den Krieg zu sprechen. Da erzählte er mir, wie er durch sein entschlossenes Handeln dem Tode hinter der eigenen Front entging. Ich gebe hier seine Erzählung möglichst so wieder, wie ich sie hörte.

Es war in den ersten Monaten des Krieges, wo das sogenannte Menschenmaterial noch reichlich vorhanden war und wo die l. u. l. Armee unter den wichtigsten Vorstößen der Russen zerissen und zersprengt, unansatzbar zurückstieß. Auch unsere Kompanie war auf ein Drittel ihres ursprünglichen Standes zusammengeschrumpft und froh als eine der letzten auf der Straße nach Przemyśl zurück. Vorher standen wir wochenlang im Gefecht im Schützengraben, wo uns das kalte Grundwasser bis an den Knöchel reichte. Daher war es natürlich, daß die meisten von uns mehr oder weniger ruhrkrank waren.

An jenem Tage marschierten wir schon an die zwanzig Stunden, nur hier und da von kurzen Rastpausen unterbrochen. Immer wieder mußten Leute austreten, so daß oft die halbe Kompanie zurückblieb. Dann hielt die Abteilung

einige Minuten, um den nachleuchtenden Kranken den Anschluß zu ermöglichen. Mein Nebenmann und ich waren ebenfalls ruhrkrank und mußten fünfzehn bis zwanzigmal täglich während des Marsches austreten. Natürlich verschoben wir, oft unter den größten Qualen das Austreten, um uns die noch ärgere Qual des Nachleuchtens zu ersparen.

Wieder einmal spürte ich, daß ich es nicht mehr zurückdrängen konnte und stürzte laufend in ein Wäldchen, neben der Straße. Erst später wurde ich gewahr, daß mein Nebenmann mir gefolgt war.

Nachdem wir uns erleichtert hatten, versuchten wir laufend die Kompanie einzuholen. Trotzdem wir fast eine Viertelstunde liefen, konnten wir sie doch nicht einholen. Wahrscheinlich hatten wir zu lange im Wäldchen verweilt. Stöhnend hielten wir an.

Mein Kamerad sank um wie ein gefällter Baum. Ich nahm ihm den Tornister ab und schob ihn unter seinen Kopf. Nach einiger Zeit erhobte er sich, war aber so matt, daß er weder reden noch sich bewegen konnte. Ich wartete geduldig, war froh, einen Grund zum Rasten zu haben. Als er endlich wieder sprechen konnte, bat er mich jammern, ihn nicht zu verlassen. Er werde sich erholen und dann könnten wir uns an eine vorbeimarschierende Abteilung anschließen.

Eine halbe Stunde lagen wir nebeneinander und genossen die süße Wohlthat des Rastens. Nichts regte sich, bange Stille umschloß uns. Das unangenehme Gefühl, daß wir uns im toten Raume zwischen unserer zurückweichenden Armee und den nachdrängenden Russen befanden, begann uns zu wirren. Die Furcht vor einem unbestimmten, unbekanntem Schicksal, das immer näher rückte, zwang uns hoch. Ich half meinem Kameraden auf die Beine und wir humpelten fluchend und stöhnend weiter. Zwei Stunden schleppten wir uns so. Plötzlich jähret mein Kamerad erschreckt auf und deutet mitten auf die Straße vor uns, auf einen selbigen Körper, der in einer großen Aulacke lag. Beim Näherkommen sahen wir, daß es ein alter vollbärtiger Infanterist war, mit einem Rücken- und Kopfschuß. Ich beugte mich zu dem Toten herab und sah, daß die Ränder der Kopfwunde rauchgeschwärzt waren. Es sah aus, als ob der Mörder den Infanteristen erst durch den Rücken- und Kopfschuß getötet und dann wie ein angeschossenes Wild aus nächster Nähe abnaltete. Es konnte nur einer der Eigenen gewesen sein, der diesen rücksichtenlosen Mord beging. Denn die Russen konn-

ten noch nicht hier gewesen sein. Auch fehlte merkwürdigerweise das Gewehr des Gemordeten. Grauen schüttelte uns bei diesen Feststellungen und ich hatte plötzlich das Gefühl, als ob wir beide in unmittelbarer Gefahr wären. Während ich den Versuch meines Gewehres auf und stieß klirrend ein volles Magazin Patronen hinein. Meinem Kameraden rief ich daselbe zu tun, was er, von meiner Angst angestekt, schließlich auch tat.

Dann humpelten wir vorsichtig weiter. Nach einer Stunde sank die Sonne und die Dämmerung begann einzusetzen. Mit einem Male, ohne ersichtlichen Grund, verdrängte sich das Gefühl der Gefahr in mir. Das Gewehr von der Schulter nehmend, spähte ich scharf nach vorn. Da schien es mir, als ob sich die Zweige eines Busches am Straßenrande vor uns bewegt hätten. Auch hörte ich leises, verhaltenes Klirren, wie von Waffen. Ich blieb stehen. Einige Minuten vergingen, nichts regte sich. Trotzdem es gar nicht in meiner Absicht lag, durch Schießen Lärm zu machen, versuchte ich mit einer Finte dieser qualvollen Ungewißheit ein Ende zu bereiten, indem ich laut und entschlossen meinem Kameraden zurief:

„Du, Berger! Ich habe das bestimmte Gefühl, daß uns hinter jenem Gebüsch jemand aufslauert. Wir eröffnen auf den Busch ein Einzelfeuer. Sobald der eine von uns schießt, repetiert der andere. Also aufgepaßt!“

Bevor ich noch etwas tun konnte, zerteilte sich plötzlich der Busch und ein Feldgendarm stand mit angeschlagenem Gewehr zwanzig Schritte vor uns. Seine scharfe Kommando-Stimme jerrt die friedliche Abendstille.

„Halt! Gewehre niederlegen!“

Im nächsten Moment knippte ich die Sicherung auf und mein Gewehr flog ebenfalls in Aufschlag. Mein Kamerad, eingeschüchtert durch die magische Gewalt des Kommandos, dem er schon tausende Male gehorcht, wollte sein Gewehr niederlegen. Da schrie ich ihm während an:

„Nicht! Fertig nehmen zum Schießen...!“

Er gehorchte. Auch sein Gewehr flog schußfertig an die Schulter. Nun standen wir zwei gegen einen. Er konnte nur auf einen schießen. Bevor er repetierte, traf ihn der andere mit tödlicher Sicherheit, denn wir waren zufällig alle beide Scharschützen. So standen wir eine halbe Minute gegeneinander. Dann fühlte ich, jetzt mußt du rasch handeln. Mit knapper Schärfe gellte meine Stimme hinüber:

„Rehr euch! Oder ich schieße...! Eins... zwei...“

Ich hielt den Atem an und zielte scharf auf die linke Brustseite meines Gegners. Ohnmächtige Wut blühte in dem stumpfen Bauerngesicht des Feldgendarmen auf, dann senkte sich sein Gewehrlauf. Rasch nahm er seine Waffe in die Balance und verschwand hinter dem Busch, aus dem er vorher herausgetreten. Immer noch das Gewehr im Anschlag, ging ich so weit seitwärts, um hinter den Busch blicken zu können. Da sah ich den Feldgendarmen quer über das Feld gehen. Auf der rechten Schulter trug er sein Gewehr und ein zweites mit dem Riemen über den linken Arm geschlungen. Bei diesem Anblick dachte ich unwillkürlich an den toten Infanteristen mit dem Rückenschuß, dessen Gewehr fehlte und ich hatte die Gewißheit, uns beiden das Leben gerettet zu haben.

Alle Müdigkeit war aus uns geblasen. Wahnsinnige Angst, daß uns der Tod in irgendwelcher Gestalt noch einholen könnte, jagte uns weiter. Nach zwei Stunden brachen wir bei einem Kreuzwege vor Müdigkeit zusammen. Dort frohen wir in ein dichtes Gebüsch, legten uns flach auf den feuchtkalten Boden und das schufertige Gewehr in Händen, spähten wir in die Dunkelheit, voller Angst, daß uns der wütende Menschenschlächter mit anderen zusammen suchen könnte. Die Nachfälle durchdrang uns immer mehr und mehr und der tagelang entbehrt Schlaf drückte immer unwiderstehlicher, so daß wir, um ihn zu entgehen, uns gegenseitig heftig in die Rippen pufften. Mit einemmal rang das Trappeln hunderter müder Füße näherkommend durch die Nacht. Die Freude, unter Vielen untertauchen zu können, durchstutete uns und holte neue Kräfte aus unseren zermarterten Körpern. Mit steifen bleiern Gliedern warteten wir zum Straßenrand und schoben uns in eine Lücke ein. Sie sahen uns gar nicht, schliefen im Gehen. Später, als der Morgen graute, bemerkte uns ein Unteroffizier und frug:

„Wer seid ihr?“

„Versprengte“, antwortete mein Kamerad einfüßig.

„Habt ihr keinen Feldgendarmen begegnet?“ frug er weiter.

„Rein“, sagte ich innerlich fröstelnd.

„Na, da habt ihr Sauglud gehabt“ meinte der Unteroffizier nachsagend. „Ein Feldweibel vom Generalstab hat mir im Vorbeigehen erzählt, daß die ungarischen Feldgendarmen Befehl haben, alle Versprengten, wo sie sie treffen, gleich niederzuschießen!“